

27. bis 29. Oktober 2010 in Bochum

3. Bundesfachkongress

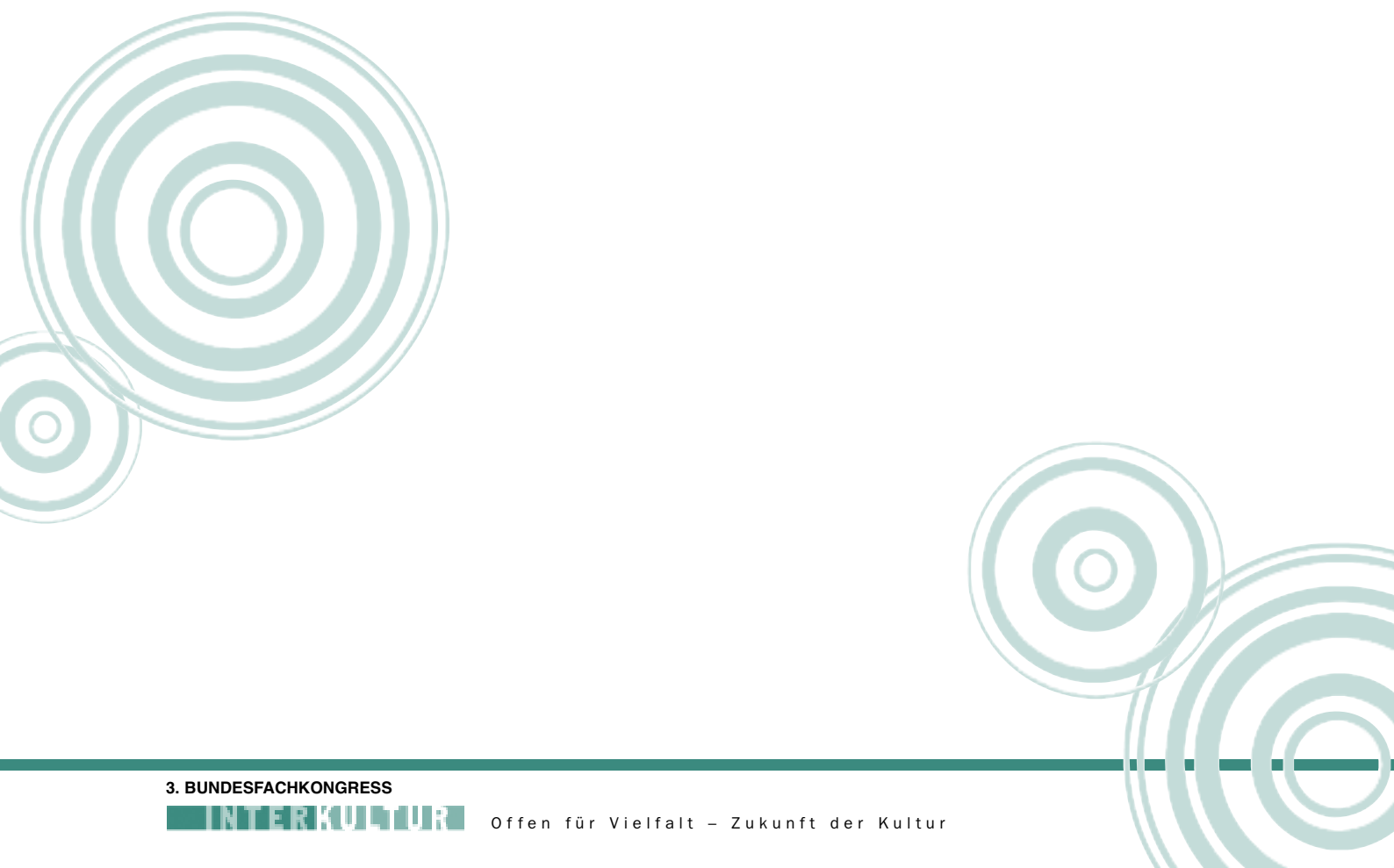
inter kultur

Offen für Vielfalt – Zukunft der Kultur



Kongress- Dokumentation

www.bundesfachkongress-interkultur.de



- 4 Vorwort**
Rolf Graser, Forum der Kulturen Stuttgart/ **Tina Jerman**, EXILE Kulturkoordination/
Gabriela Schmitt, Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge

Mittwoch, 27. Oktober 2010

- 5 Begrüßung**
Erika Stahl, Bürgermeisterin Stadt Bochum
- 6 Begrüßung durch die Veranstalter**
Tina Jerman, **Gabriela Schmitt**
- 7 Begrüßung**
Asli Sevindim, RUHR.2010, Direktorin für das Themenfeld Stadt der Kulturen
- 8 Grußwort**
Prof. Klaus Schäfer, Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen
- 12 Vortrag: Zwischen Kanak Sprak und dem Wunsch nach dem Schönen.**
Feridun Zaimoglu
- 16 Einführung in das Stück „Next Generation“**
Thomas Laue, Schauspielhaus Bochum
- 18 Grußwort**
Michael Townsend, Kulturdezernent Stadt Bochum
- 19 Es geht darum, wohin wir gehen – Vorpremiere von „Next Generation“**

Donnerstag, 28. Oktober 2010

- 21 Grußwort**
Marc Jan Eumann, Ministerium für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien des Landes Nordrhein-Westfalen
- 23 Vortrag: Interkulturelles Audience Development? – Barrieren, Chancen und Strategien für kulturelle Teilhabe und Vielfalt**
Prof. Birgit Mandel, Universität Hildesheim
- 28 Fachforum 1: Interkultur und Medien**
- 31 Fachforum 2: Jugend und Berufsperspektive Kultur**
- 35 Fachforum 3: Interkultur und Kreativwirtschaft**
- 40 Fachforum 4: Kultur und Entwicklung**
- 46 Fachforum 5: Sprachenvielfalt – im babylonischen Paradies?**
- 52 Fachforum 6: Multiperspektivische Erinnerungskultur**

Freitag, 29. Oktober 2010

- 58 Begrüßung**
Anselm Weber & Thomas Laue, Schauspiel Bochum
- 58 Vortrag: Das Diversity Puzzle – Innovative Strategien für Kulturelle Vielfalt**
Dr. Dragan Klaić, Central European University, Budapest
- 62 Podiumsdiskussion: Kreative Labore der Gesellschaft von morgen**
- 68 Abschluss: Perspektive Kultur – Bilanz des Kongresses**
Peter Landmann, Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

- 70 Programmübersicht**
- 71 Referenten, Referentinnen, Moderatorinnen**
- 83 Veranstalter/Organisation**

Vorwort

Rolf Graser, Forum der Kulturen Stuttgart / Tina Jerman, EXILE Kulturkoordination / Gabriela Schmitt, Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge

Der 3. Bundesfachkongress Interkultur, der vom 27. - 29. Oktober 2010 in der Jahrhunderthalle und im Schauspielhaus Bochum stattgefunden hat, beschäftigte sich mit dem Schwerpunkt der Interkulturellen Öffnung. Seit der Gründung der Initiative "Bundesweiter Ratschlag Kulturelle Vielfalt" im Jahr 2004, die diesen und auch die ersten beiden Kongresse in Stuttgart und Nürnberg programmatisch prägten und gestalteten, hat sich einiges bewegt.

Mittlerweile steht außer Frage, dass sich öffentlich geförderte Institutionen wie alle anderen gesellschaftlichen Bereiche für die Interessen und die Teilhabe der Menschen mit Migrationshintergrund und damit für ein Viertel der Bevölkerung Deutschlands sowie für gemeinsame interkulturelle Prozesse öffnen müssen. Migrantinnen und Migranten bilden eine Brücke zur globalen Wirklichkeit, machen unsere Städte bunter und bereichern die einheimische Kulturlandschaft.

Kunst, Kultur und Bildung haben hier eine besondere Rolle; sie öffnen mit ihrer Potentialorientierung eine Vielzahl von Möglichkeiten, um von einem Richtungswechsel hin zu einer inklusiven Neupositionierung zu gelangen und so Kulturelle Vielfalt als eine besondere Chance zu begreifen und zu nutzen.

Nach den Kongressen in Stuttgart und Nürnberg, die sich 2006 mit dem Focus „Kulturelle Vielfalt für alle – Differenzieren statt Pauschalisieren“ und der grundsätzlichen Notwendigkeit Interkultureller Prozesse sowie 2008 mit dem Thema „Kulturelle Vielfalt und Teilhabe“ und der Organisation partizipativer Prozesse beschäftigen, standen nun in 2010 Konzepte, Strategien und Modelle der Inter-

kulturellen Öffnung im Mittelpunkt des Erfahrungsaustausch.

Während die angebliche Gefahr einer „Abschaffung Deutschlands“ die öffentliche Debatte dominierte, trafen sich nun in Bochum PolitikerInnen, JournalistInnen, WissenschaftlerInnen, KünstlerInnen und Mitarbeitende von Kultur- und Bildungseinrichtungen, um Fragen und Herausforderungen der tatsächlichen Einwanderungsgesellschaft zu formulieren.

Bei diesem 3. Bundesfachkongress Interkultur in Bochum diskutierten die 400 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland und dem europäischen Ausland die Themen

- das Bild der Einwanderungsgesellschaft in der Medienberichterstattung,
- die Rolle von Migrantinnen und Migranten in der Kreativwirtschaft,
- Kultur und Entwicklung,
- Multiperspektivische Erinnerungsarbeit,
- Jugend und die Berufsperspektive Kultur sowie
- Potentiale der Sprachenvielfalt.

In Vorträgen, Podiumsdiskussionen und Fachforen wurden hier Positionen und Erfahrungen für die interkulturelle Öffnung von Medien, Bildungs- und Kultureinrichtungen in Deutschland erarbeitet und praktische Modelle und Handlungsempfehlungen auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene entwickelt und ausgetauscht.

Entsprechend der Devise des Bundesprogramm „VIELFALT TUT GUT“,

durch das der Kongress und ein StipendiatInnen-Programm unterstützt wurde, sind die Ergebnisse des Austausches aus Politik und Verwaltung, dem Kultur-, Jugend-, Bildungs- und Sozialbereich sowie der internationalen Entwicklungszusammenarbeit zukunftsfähige Antworten und innovative Handlungsmodelle im Themenfeld „Interkultur“. Sie sorgen bundesweit für Aufmerksamkeit.

Eingebettet in das Melez-Festival der Europäischen Kulturhauptstadt Ruhr.2010 und mit dem Schauspielhaus Bochum als Partner bot der Bundesfachkongress Interkultur mit seinen zahlreichen Beispielen Interkultureller Kunstprojekte ein künstlerisches Begleitprogramm mit einer Fülle an faszinierendem Anschauungsmaterial zum Thema Interkulturelle Öffnung im Kulturbereich.

Der Kongress wurde vom Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge, der EXILE-Kulturkoordination, dem Forum der Kulturen Stuttgart und dem Initiativkreis „Bundesweiter Ratschlag Kulturelle Vielfalt“ veranstaltet. Unser Dank gilt den Förderern, die den Kongress mit ihrer finanziellen Unterstützung ermöglicht haben.

Wir möchten uns an dieser Stelle auch bei den zahlreichen Mitwirkenden und den StipendiatInnen bedanken, die mit ihren Anregungen und Beiträgen zu der inhaltlichen Vorbereitung und Durchführung und damit zum Gelingen des 3. Bundesfachkongresses Interkultur beigetragen haben.

Mittwoch, 27. Oktober 2010

Begrüßung

Erika Stahl, Bürgermeisterin Stadt Bochum

Ich freue mich, Sie heute zum Bundesfachkongress Interkultur begrüßen zu können. Es ist die dritte Veranstaltung dieser Art, auf der aus unterschiedlichen Perspektiven Antworten auf die Fragen gesucht werden, die sich aus dem demografischen Wandel ergeben. Dieser Wandel verändert unsere Gesellschaft und ihre Institutionen tiefgreifend. Daher benötigen wir alle neue, kreative und sicherlich auch manchmal unkonventionelle Denkansätze. Ich bin dankbar, dass Sie, die Verantwortlichen aus Politik und Verwaltung, dem Kultur-, Jugend-, Bildungs- und Sozialbereich sowie der internationalen Entwicklungszusammenarbeit, sich in diesen Prozess in sechs Fachforen einbringen.

Die Jahrhunderthalle, in der Sie sich heute treffen, ist das sichtbare Beispiel für das, was das Motto des Kulturhauptstadtjahres 2010 ausdrückt: „Wandel durch Kultur – Kultur durch Wandel“. Denn diese Halle, in der wir uns heute befinden, wurde vor etwas mehr als einem Jahrhundert speziell für die große Industrie- und Gewerbeausstellung in Düsseldorf konstruiert. Sie sollte als Beispiel für die Leistungsstärke des Ruhrgebiets für unsere Region werben und war glanzvolle Hauptattraktion der Ausstellung. Von diesem Glanz war dann jedoch nichts mehr spürbar, als sie nach Ausstellungsende demontiert und hier auf dem Gelände des damaligen „Bochumer Vereins“ wieder aufgebaut wurde, als Gaskraftanlage für den seinerzeit mit 12.000 Beschäftigten größten Arbeitgeber unserer Stadt. Hätte man damals den Arbeitern gesagt, welche Funktion diese Halle einmal haben und welche Ausstrahlung von ihr ausgehen würde, sie hätten einen wohl zu Recht als Fantasten bezeichnet.

Und es ist fantastisch, was inzwischen Realität geworden ist. Nach

dem Rückzug des Stahls gab es nicht wenige, die dieses Kleinod industrieller Baukunst „plattmachen“ wollten. Sie haben sich nicht durchgesetzt. Und das ist gut so! Mit dieser neu gestalteten Halle haben wir in Bochum einen Veranstaltungsort bekommen, der den internationalen Vergleich nicht zu scheuen braucht. Die Halle hat sich in den letzten Jahren als der zentrale Festspielort der RuhrTriennale etabliert und ist Bühne für verschiedenste kulturelle Ereignisse. Dazu gehört auch seit 2005 das MELEZ-Festival. In diesem Jahr ist es mit dem MELEZ-Zug, der Einbindung des Bundesfachkongresses und mit dem fulminanten Abschlussfest, das morgen beginnt, ein besonderer Höhepunkt. MELEZ steht für die lange „Zuwanderungsgeschichte“, die das Ruhrgebiet auszeichnet. Es steht für Bochum und die Region, in der über fünf Millionen Menschen aus 170 Nationen leben, die über 2.000 Religionsgemeinschaften der verschiedensten Richtungen angehören. Drei Zahlen, welche die kulturelle Vielfalt der Metropole Ruhr eindrucksvoll unterstreichen. Sie stehen zugleich für die permanente Aufgabe, sich mit diesem Zusammenleben auseinanderzusetzen. Wir alle sind gefragt, die richtigen Fragen und Antworten für ein für alle Seiten gelungenes Miteinander zu finden. Nur so ist es möglich zu zeigen, dass ein multikulturelles Zusammenleben machbar und erstrebenswert ist.

Solche Fragen sind beispielsweise:

- Wie nehmen Einwanderer und ihre Familien am kulturellen Leben teil?
- Wie ermöglichen wir diese Teilhabe?
- Wie gestalten unsere Kultureinrichtungen ihre Programme und für wen gestalten sie diese?



Erika Stahl

- Wer ist das Publikum all der Kunst und Kultur, die in der Metropole Ruhr stattfindet?

Fragen wie diese durchziehen zahlreiche Kultur(hauptstadt)projekte, die in diesem Jahr in Bochum stattgefunden haben. Ich nenne nur Veranstaltungen wie „Unerwartet/Unexpected“ im Museum Bochum, „Bochum – das fremde und das eigene“ in unserem Zentrum für Stadtgeschichte, die „Tage der Sprachen“ an der Ruhr-Universität oder Projekte wie Urbanatix, bei dem sich Street-Artisten aus 21 Ruhrgebietsstädten und mit unterschiedlicher Herkunft gemeinsam mit Weltklasseprofis präsentieren.

Wir Bochumerinnen und Bochumer haben uns – ich sage das auch mit etwas Stolz – schon seit vielen Jahren dem Thema „Kulturelle Vielfalt“ gewidmet. Ich denke hier beispielsweise an das Festival „Kemnade International“. 1974 begann es als ein Experiment, das die bessere Verständigung zwischen Deutschen und ihren ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern zum Ziel hatte. Gemeinsam mit Ausländervereinen und -organisationen der Region rief unser Kunstmuseum dieses Festival seinerzeit ins Leben. „Kemnade International“ ist heute eines der traditionsreichsten und bedeutendsten interkulturellen Festivals Deutschlands. Hochkarätige Bands und Solisten aus aller Welt treten

hier auf und feiern gemeinsam mit den Künstlerinnen und Künstlern aus der Region ein fröhliches und friedliches Fest der Kulturen.

Uns ging und geht es bei unserer Kulturarbeit immer um Vielfalt, den gegenseitigen Respekt, aber auch um den gegenseitigen Austausch. Bochum ist daher ein guter Ort für einen Kongress, der sich mit Fra-

gen des multinationalen Zusammenlebens unter dem Motto „Offen für Vielfalt – Zukunft der Kultur“ auseinandersetzt. Ich freue mich, dass Sie aus der gesamten Bundesrepublik zu uns gekommen sind, um sich hier fachlich auszutauschen, über aktuelle Entwicklungen zu debattieren und den Diskurs zum Themenfeld „Interkultur“ voranzutreiben. Entwickeln Sie ge-

meinsam als Fachleute aus Wissenschaft, Kultur, Verwaltung und Gesellschaft zukunftsfähige Konzepte und ermuntern Sie uns zu innovativem und kreativem Handeln!

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in Bochum und grüße Sie mit einem herzlichen Glückauf!

Begrüßung durch die Veranstalter

Tina Jerman, Gabriela Schmitt

Ihre Begrüßung gestalteten Tina Jerman und Gabriela Schmitt als kleine Performance. Sich abwechselnd dankten die beiden den Förderern des Kongresses und allen, die an der Planung und Organisation beteiligt waren. Anschließend trugen sie – ebenfalls im Wechsel – Auszüge aus dem Gedicht „We are more“ von Shane Koyczan vor, das dieser bei

der Eröffnung der Olympischen Winterspiele 2010 in Vancouver präsentierte.

Der Versuch sein Land zu definieren, ist für Shane Koyczan, einen Dichter der kanadischen „First Nations“, mehr als das Aufzählen von Statistiken, Geschichte oder Sehenswürdigkeiten. Seine Beschrei-

bung von kultureller Vielfalt als identitätsstiftendes Moment einer Gesellschaft könnte man auch auf die hiesige Situation übertragen, und sie ist so beeindruckend, dass wir Shane Koyczan heute als künstlerische, poetische Inspiration zur Eröffnung des Dritten Bundesfachkongresses Interkultur bemühen möchten.

We Are More – Wir sind mehr

Aber wenn ihr Kanada beschreibt, vergesst nicht zu erwähnen, dass wir Impulse gesetzt haben. Wir tun mehr als nur rumzusitzen und „häh?“ zu sagen und ja.

Und einige sagen, was uns definiert, ist etwas einfaches, wie bitte und danke, und was „bitte schön“ angeht, gut, das sagen wir auch.

Aber wir sind mehr als vornehm oder zivilisiert. Wir sind eine Idee, die gerade verwirklicht wird. Wir sind jung.

Wir sind Kulturen verknüpft in einen Teppich verwoben, und das Design ist, was uns mehr sein lässt als die Summe unserer Geschichte.

Wir sind ein Experiment, das ausnahmsweise funktioniert, mit Einflüssen, die von A bis Z reichen. Wir sind die Farben von Chinatown und der Kaffee in Little Italy. Wir träumen so groß, dass einige unsere Ambitionen als Industrie bezeichnen würden.

Weil wir an die Generationen nach uns glauben. Jetzt in dem Wissen, dass so viele von uns der Vergangenheit entwachsen sind, können wir heute hier stehen, erfüllt von all der Hoffnung, die Menschen haben, wenn sie Dinge sagen wie „eines Tages“. Eines Tages sind wir groß, eines Tages sind wir dies oder das.

Eines Tages sind wir an dem Punkt,

an dem „eines Tages“ gestern war, und all unsere Hoffnungen den Weg ebnen für die, die an diesem Tag in Richtung „morgen“ schauen. Und immer noch sagen sie, eines Tages erreichen wir die Ziele, die wir uns gesetzt haben, und wir erhalten Zinsen auf unsere Inspiration.

Wir sind verloren geglaubte Puzzleteilchen. Wir sind Familien mit Platz am Tisch für Neuankommende. Wir sind mehr als Sommer und Winter. Wir sind der Grund, warum Leute bleiben wollen, weil wir mehr sind, als das, was wir sagen oder tun. Wir leben, um das zu überstehen, was wir durchmachen, und zu lernen, wer wir sind.

Wir haben nicht alle Antworten, aber wir versuchen, und dieses Bemühen macht aus uns mehr.

Ein Land, das jeder Lebensstil ist, den du wählst, ein Land, das dir Vielfalt bietet, weil wir Entscheidungen sind. Wir sind viele Millionen Stimmen, die rufen „Hört nicht auf zu entdecken ... wir sind mehr.“ Wir sind die Überraschung, die die Welt für euch bereithält. Es stimmt.

Lass uns die Geschichte sein, die du deinen Freunden erzählst, und wenn diese Geschichte endet, lass Kapitel übrig für deinen nächsten Besuch. Pack nächstes Mal für all das, für das du das erste Mal nichts eingepackt hattest, aber lass deine Reisen nicht von deinem Gepäck bestimmen. Jedes Leben entfaltet sich anders, und Erfahrungen sind die Farben unseres Teppichs

Und vor allem haben wir es nicht einfach nur gesagt, sondern es wahr gemacht.

Shane Koyczan (Übersetzung: Tina Jerman/Geoffrey Davis)

Begrüßung durch die Gastgeberin

Asli Sevindim, RUHR.2010, Direktorin für das Themenfeld Stadt der Kulturen



Asli Sevindim

Ich möchte Sie herzlich im Namen der Kulturhauptstadt RUHR.2010 begrüßen. Wir befinden uns jetzt schon fast am Ende dieses Hauptstadtjahres. RUHR.2010, das waren um die 300 Projekte mit 5.000 Einzelveranstaltungen, aus denen wir viele Anregungen und Impulse für die nächsten Jahre erhalten haben.

Das Ruhrgebiet hat den Zuschlag für die Kulturhauptstadt bekommen, weil wir uns auf die kulturelle Vielfalt dieser Region bezogen haben, weil das Thema Migration eine Rolle spielte in der Bewerbung und zwar eine angemessene. Denn das Ruhrgebiet ist geprägt und geformt durch Einwanderung: Hier leben 5,3 Millionen Menschen aus 171 Nationen. Und das ist nicht nur eine Zahl, sondern gelebte Realität. Das Ruhrgebiet ist dadurch ein eigenes und ein besonderes Stück Deutschland geworden, denn es ist zur Heimat geworden für Menschen aus vielen Ländern, die hier leben.

In einer Zeit, wo viel über Integration diskutiert wird, ist mir etwas besonders wichtig: Interkulturelle Vielfalt ist kein rosaroter Traum und auch kein Projekt „Multikulti“, sondern sie ist hier Realität. Davon ausgehend haben wir uns bei der RUHR.2010 dazu entschlossen, keine Zeit mit Diskussionen zu vergeuden, wer woher gekommen ist und wer in Zukunft kommen darf.

Es ist einerseits sicherlich notwendig, dass man sich an Debatten wie der jetzigen zur Integration be-

teilt und dafür streitet, dass die interkulturelle Realität anerkannt wird. Aber andererseits ist auch Gelassenheit wichtig, denn diese Realität ändert sich nicht so schnell. Deshalb haben wir uns bei RUHR.2010 mehr dem Thema „Zukunft gestalten“ verschrieben. Denn man kann die Zeit nicht zurückdrehen, aber man kann in die Zukunft blicken und fragen: Wie stellt man sich darauf ein?

Auf die Debatte „Wie hätte man sich früher darauf einstellen müssen?“ können wir inzwischen verzichten, zumal in diesem Rahmen. Denn so viele sind heute unter uns, die großartige Projekte und auch langfristige Programme initiiert haben. So viele sind hier, die einfach mit gutem Beispiel vorangehen und zeigen, wie man mit gesellschaftlicher Realität umgehen und Zukunft gestalten kann.

Von den vielen Projekten in diesem Bereich möchte ich hier nur eins kurz erwähnen: eine Workshop-Reihe mit Menschen aus ganz unterschiedlichen Einrichtungen – aus Kunstmuseen, Theatern, Bibliotheken oder von Festivals. Seit fast drei Jahren treffen wir uns und sprechen über die Zukunft unserer Kultureinrichtungen in dieser Einwanderungsgesellschaft. Die wichtigste Erkenntnis für mich war dabei: Die Einrichtungen sind bereit, mitzudenken und mitzumachen. Denn sie wissen: Die Gesellschaft ist, wie sie ist, und wir müssen uns der Situation stellen. Aber sie sehen darin auch die Chance, ein neues Publikum zu gewinnen.

Dieses Publikum ist ein anderes als vor 30 oder 50 Jahren. Denn die Hälfte der Kinder, die heute in den Ballungsgebieten zur Schule gehen, hat einen Migrationshintergrund. Das bedeutet oft auch, dass sie relativ weit entfernt von bestimmten gesellschaftlichen oder kulturellen Strömungen und Themen aufwachsen. Darauf müs-

sen wir reagieren, das ist eine existenzielle Frage für uns alle, aber keine, wegen der man verzweifeln muss. Das zeigen viele Kultureinrichtungen, auch gerade die freie Szene und die soziokulturellen Einrichtungen, die oft Vorreiter sind. Die Zusammenarbeit mit solchen Einrichtungen hat mir gezeigt, dass dort eine große Bereitschaft existiert, etwas zu verändern und sich für ein neues Publikum zu öffnen.

Wie Sie als Teilnehmende dieses Fachkongresses wahrscheinlich wissen, beschäftigen wir uns in Nordrhein-Westfalen schon lange und intensiv mit dem Thema Interkultur. Für die RUHR.2010 war es eine große Unterstützung, dass so viel schon vorher überlegt und gemacht worden ist. Ich denke, ein Referat der Landesregierung, das sich mit interkultureller Kunst und Kultur beschäftigt, ist eine Seltenheit, und für uns war das ein besonderes Geschenk. Deshalb an dieser Stelle ein Dank an Ulla Harting für die wunderbare „Vorarbeit“ und auch für all das, was wir in Zukunft gemeinsam gestalten werden, das gilt auch für die Kooperation bei diesem Bundesfachkongress.

Dass Sie alle den Weg auf sich genommen haben und zu uns gekommen sind – in die Kulturhauptstadt, nach Bochum –, ist für uns eine große Ehre und Freude. Wir erhoffen uns von Ihnen viele Impulse und auch Aufforderungen und Aufgaben für uns, denn mit dem Jahr 2010 endet ja eigentlich nur ein kleiner Blick auf das, was möglich ist. Die Aufgaben sind um einiges größer als man in diesem Jahr schaffen konnte. Deshalb ein herzliches Willkommen an Sie, und führen Sie eine angeregte Debatte, stellen Sie Fragen, kritisieren Sie. Wir nehmen das alles gerne an, damit wir in Zukunft auf diesem Themengebiet noch viel stärker vorankommen.

Grußwort

Prof. Klaus Schäfer, Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

Ich freue mich sehr, Sie alle hier in Bochum zur Eröffnung des 3. Bundesfachkongresses Interkultur begrüßen zu dürfen. Vor allem in dieser sehr schönen Jahrhunderthalle, einem Gebäude, das auf wunderbare Weise davon zeugt, welcher Wandel durch Kultur ermöglicht wird.

Frau Ministerin Schäfer, die Kulturministerin unseres Landes, lässt Sie herzlich grüßen. Sie hat mich gebeten, sie heute hier zu vertreten. Für sie hat das Thema Interkulturelle Kulturarbeit einen großen Stellenwert. Darum hätte sie sehr gerne selbst zu Ihnen gesprochen. Sie ist aber leider wegen eines unaufschiebbaren Termins im Kulturausschuss des Landtags verhindert.

Ich freue mich, dass der dritte Bundesfachkongress Interkultur in Nordrhein-Westfalen stattfindet, im Ruhrgebiet. Der Kongress ist – so denke ich – eine gute Ergänzung und Bereicherung zum Programm der Kulturhauptstadt RUHR.2010, das unter dem Motto steht „Wandel durch Kultur – Kultur durch Wandel“. Umgekehrt wird RUHR.2010 diesen Kongress und insbesondere auch die Interkulturalität bereichern.

Der Kongress ist bundesweit zum Thema Interkultur das bedeutendste Forum für den Austausch zwischen Institutionen und Zivilgesellschaft. Der erste Bundesfachkongress Interkultur fand 2006 in Stuttgart statt, der zweite 2008 in Nürnberg. Viele von Ihnen engagieren sich jedoch schon weitaus länger, teilweise schon seit Jahrzehnten, für die Interkulturelle Kulturarbeit.

Der Kongress findet in einem Land der kulturellen Vielfalt und inmitten der Metropole Ruhr statt, die ein klares Bekenntnis zur Interkul-

turalität formuliert hat und diese auch lebt. Hier leben Menschen aus über 170 Nationen zusammen. Auch für unser Land gilt: Jeder fünfte Einwohner hat einen Migrationshintergrund. Und: Menschen mit Migrationshintergrund sind jung, in den Kernstädten liegt der Anteil der unter Fünfjährigen bei rund 60 Prozent.

Aber es gilt angesichts dieser Zahlen eines, was der 8. Ausländerbericht der Bundesregierung auch zu Recht feststellt: „Deutschland hat kein Ausländerproblem, sondern steht vor der Aufgabe, die ethnische Vielfalt seiner Staatsbürger als Normalfall zu begreifen und entsprechend zu agieren.“

Was aber auch stimmt: Wir müssen uns dieser Entwicklung intensiver stellen als bisher, und zwar offen, ohne Vorbehalte und Ängste. Es kann nicht allein darum gehen, vermeintliche oder tatsächliche Bildungs- und Integrationsdefizite zu verringern, so wichtig das ist. Entscheidend ist vielmehr, kulturelle Vielfalt als Chance zu sehen und zu nutzen. Vielfalt macht uns reich und eröffnet viele Chancen, denn jeder Mensch hat seine Stärken. Das ist eine Frage der öffentlichen Debatte, wie sich gerade an der Diskussion um sogenannte Integrationsverweigerer zeigt. Wir wissen aber auch, dass in der Heterogenität derzeit die größte Herausforderung auch für die kulturpädagogische Arbeit liegt.

Die unterschiedlichen Erfahrungen, Perspektiven und Fähigkeiten der Menschen, die in Deutschland leben, sind eine wertvolle Ressource für die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft. Dies gilt für das soziale Leben ebenso wie für unsere ökonomische Konkurrenzfähigkeit. Und es gilt natürlich auch für unser Kulturleben. Das wird auch durch das Motto dieses

Kongresses deutlich: „Offen für Vielfalt – Zukunft der Kultur“.

Ihnen die Notwendigkeit Interkultureller Kulturarbeit zu schildern, hieße Eulen nach Athen zu tragen. Ich möchte deshalb nur ganz kurz einige Punkte nennen, die mir bei dieser Thematik besonders wichtig sind.

Die Akzeptanz von Vielfalt und die Integration von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte sind angesichts des demografischen Wandels eine gesellschaftspolitische Notwendigkeit. Denn wir müssen schon die Realität sehen, anerkennen und um deren Veränderung bemüht sein. Teilhaben lassen, ihnen das Recht auf Teilhabe geben, hängt direkt mit den Möglichkeiten zusammen, die Menschen mit Migrationshintergrund haben. Das trifft vor allem auch auf die Berührung mit der Kultur und Kunst zu. Daher ist „kulturelle Teilhabe“ sicher mit Bildung verknüpft, aber sie hängt auch mit der Frage nach der sozialen Herkunft zusammen. So wie es bei uns aber immer noch erhebliche einkommensspezifische Hürden bei dieser Teilhabe gibt, so gibt es sie erst recht bei Migrantinnen und Migranten. Ich denke aber, das ist eine Erkenntnis, die inzwischen überparteilich gesehen wird und die zu entsprechenden Bemühungen in diesem Feld geführt hat. Das wird deutlich an der großen Aufmerksamkeit, die die „kulturelle Bildung“ erfährt.

Die Bedeutung fremder Kulturen zu erkennen und diesen mit Respekt zu begegnen, ist eine Grundvoraussetzung für ein funktionierendes Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichen Wurzeln. Hier haben Kunst und Kultur eine besondere Bedeutung. Sie eröffnen Möglichkeiten der Begegnung, des Perspektivwechsels und der Empathie. Kunst und Kultur

bieten Raum für Differenz und Gemeinsames, zur Entwicklung der eigenen Identität und zur gemeinsamen Identifikation.

Beide Faktoren, demografischer Wandel und die besonderen Potenziale von Kunst und Kultur, verlangen nach einer neuen, einer interkulturellen Orientierung – bei Kulturpolitik und öffentlicher Förderung, bei kulturellen Einrichtungen und Angeboten. Dies ist übrigens – zumindest für öffentliche Einrichtungen – auch eine Verpflichtung, die sich aus dem UNESCO-Übereinkommen zur kulturellen Vielfalt ergibt.

Viele sagen, wir machen das schon alles. Und in der Tat, ein Blick in den Alltag der Kulturarbeit zeigt, dass es viele Ansätze gibt, die hervorragende interkulturelle Arbeit leisten. Aber dennoch ist die Frage erlaubt, ob wir auch tatsächlich alle unsere Chancen und Möglichkeiten nutzen.

Kulturpolitik ist mehr als eine Reihe von Fördervorgängen: Sie wirkt in die Gesellschaft hinein, ohne den Eigenwert und das besondere Potenzial der Künste aus dem Blick zu verlieren.

Zur Kulturpolitik des Landes Nordrhein-Westfalen gehört seit 2002 das Thema „Interkultur“. Dabei leiten uns, neben dem Prinzip der Partizipation, folgende Überzeugungen:

1. Interkultur ist nicht definiert als bipolare Brücke zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen. Sondern interkulturelles Handeln bedeutet eine vielstimmige, vielsprachige und vielschichtige Verständigung einer Gesellschaft über sich selber.
2. Menschen mit Migrationshintergrund leben in ähnlich differenzierten Milieus wie die deutschstämmige Bevölkerung. Für die Nutzung von Kunst- und Kulturangeboten ist das Milieu wichtiger als der ethnische Hintergrund.
3. Wir wollen Impulse und Unterstützungen geben, das Neue der



v.l.n.r.: Tina Jerman, Gabriela Schmitt, Prof. Klaus Schäfer, Ulla Harting

Künste, das durch das Verweben der Kulturen entsteht, sichtbar zu machen. Damit möchten wir gleichzeitig ein neues Publikum gewinnen.

4. Wir suchen neue Zugänge, vor allem solche, die die integrierende Wirkung der Künste und Kulturen aufspüren. Der Weg, den wir dabei beschreiten, ist mehrspurig. Einerseits unterstützen wir die interkulturelle Neuausrichtung des kommunalen Kulturbereichs. Andererseits fördern wir gezielt die Kunst, die durch die Vielfalt der hier lebenden Menschen entsteht.

Um zumindest anzudeuten, was das konkret heißt, nenne ich Ihnen kurz einige Beispiele:

- Ein wichtiges Strukturen bildendes Vorhaben war das Pilotprojekt „Kommunales Handlungskonzept Interkultur“: Hier wurden Kommunen bei der Entwicklung von Konzepten zur interkulturellen Kulturarbeit und bei deren Umsetzung begleitet.
- Ein aktuelles Beispiel ist das Projekt interkultur.pro: Seine Zielsetzung ist die Professionalisierung im Bereich des interkulturellen Kunst- und Kulturmanagements und die Förderung des wissenschaftlichen Diskurses zu Fragen der Interkultur.
- Wir finanzieren, in Kooperation mit verschiedenen Partnern,

Grundlagenforschung. Dazu gehören unter anderem die Sinusstudie „Die Milieus von Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland“ und eine Repräsentativuntersuchung zu kulturellen Präferenzen und Gewohnheiten.

- Wir fördern interkulturelle Kunstprojekte, etwa den Musikwettbewerb „Creole – globale Musik aus NRW“ oder das Kindermuseum „Mondo mio!“ in Dortmund.
- Und schließlich unterstützen wir die Entwicklung von Austausch und Vernetzung, von der Landes- bis zur internationalen Ebene. Ein Beispiel hierfür ist der heutige Kongress.

Gestatten Sie mir an dieser Stelle einen Hinweis für diejenigen unter Ihnen, die mit der nordrhein-westfälischen Landespolitik nicht so vertraut sind: Bei meiner Skizzierung handelt es sich nicht um ein selbstverliehtes Aufzählen der Erfolge einer Partei. Zu den genannten Aktivitäten haben NRW-Parteien und -Regierungen unterschiedlicher Couleur beigetragen. Denn parteienübergreifend besteht Einigkeit, dass interkulturelle Kulturarbeit eines der wichtigsten gesellschaftlichen und politischen Handlungsfelder ist.

Hinzu kommt noch etwas anderes, was uns vorantreibt: Wir haben in

Nordrhein-Westfalen eine Vielzahl von Menschen, die sich in ihrem jeweiligen Bereich für das interkulturelle Miteinander einsetzen – in Nichtregierungsorganisationen, in Behörden, in Kultureinrichtungen, in Universitäten und anderen Institutionen. Menschen mit und Menschen ohne Migrationshintergrund.

Unser aller gemeinsames Engagement hat dazu geführt, dass das Land Nordrhein-Westfalen im Bereich der interkulturellen Aktivitäten oft Vorreiter war und ist. Und darauf, denke ich, können wir dann doch ein wenig stolz sein.

Nach diesem Blick auf das bisherige Geschehen möchte ich Ihnen kurz vorstellen, was die neue Landesregierung und insbesondere das Kulturministerium im Bereich Interkultur planen. Das Motto der Kulturhauptstadt „Wandel durch Kultur – Kultur durch Wandel“ wird auch in den nächsten fünf Jahren ein zentrales Thema unserer Kulturpolitik sein. Bestätigt durch die Erfahrungen von RUHR.2010 wollen wir die positive Rolle der Kultur und der Künste beim gesellschaftlichen Wandel stärken und entsprechende Initiativen, Projekte und Programme auf den Weg bringen.

Das heißt insbesondere: Wir wollen die interkulturelle Kulturarbeit stärken und die kulturelle Teilhabe von Menschen mit Migrationshintergrund verbessern. Sie geben der interkulturellen Arbeit ein wirklich bedeutendes Gesicht und sagen schlicht: Es geht doch! Das Ministerium wird deshalb weiterhin Kommunen dabei unterstützen, nachhaltige Strukturen aufzubauen, um interkulturelle Aspekte zum selbstverständlichen Bestandteil kommunalen Kulturmanagements zu machen.

„Alle Kultureinrichtungen sollten in ihren Programmen, ihrem Publikum und bei ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die kulturelle Vielfalt der Gesellschaft widerspiegeln. Je mehr sich auch etablierte Kultureinrichtungen wie Konzert- und Theaterhäuser, Museen und Bibliotheken diesbezüglich öffnen,

desto attraktiver werden sie, insbesondere für junges Publikum!“ Vielleicht kommen diese Sätze einigen von Ihnen bekannt vor? Richtig! Sie stammen aus den Stuttgarter Impulsen zur kulturellen Vielfalt, die Sie beim ersten Bundesfachkongress Interkultur im Jahr 2006 entwickelt haben. Übersetzt in die Planung des Kulturministeriums NRW heißt das: Als ein Förderschwerpunkt ist die wissenschaftlich begleitete „Interkulturelle Öffnung von Musiktheatern, Philharmonien, Schauspielhäusern und Museen“ vorgesehen. Die Häuser sollen ab der Spielzeit 2011/2012 dabei unterstützt werden, ihre Programme, ihre Öffentlichkeitsarbeit sowie ihr Personalmanagement auf eine neue Publikumsentwicklung einzustellen.

Eine solch umfassende Öffnung und Neuorientierung von Kultureinrichtungen ist sicherlich eine große Herausforderung. Aber wir sind zuversichtlich, dass es gelingen kann. Zum Beispiel zeigen Audience-Development-Programme in Großbritannien oder in den Niederlanden: Es ist möglich, neue Zielgruppen anzusprechen und als Publikum zu gewinnen. Und sie zeigen noch etwas: Die stärkere interkulturelle Ausrichtung bei Personal und Programmatik bewirkt häufig eine neue Qualität und Kreativität in der künstlerischen Arbeit.

Ähnliche Erfahrungen gibt es natürlich auch schon hierzulande und einige Beispiele dafür werden morgen in den verschiedenen Fachforen präsentiert. Ein Beispiel werden Sie schon heute Abend erleben, mit dem Theaterstück „Next Generation“, in einer Vorpremiere exklusiv für die Kongressteilnehmerinnen und -teilnehmer. Es ist das Ergebnis einer einjährigen Zusammenarbeit, an der Jugendliche im gesamten Ruhrgebiet beteiligt waren. In sogenannten Zukunftshäusern in Bochum, Essen, Duisburg und Herne haben sie für den Ort, an dem sie leben, ihre Visionen und Wünsche für die Zukunft formuliert. Unterstützt wurden sie dabei von Wissenschaftlern und Kunstschaffenden aus den unterschiedlichsten Sparten. Anschlie-

ßend entwickelten die Jugendlichen mit dem Regisseur Nuran David Kalis, der sie das ganze Jahr begleitet hat, ein Stück für das Schauspielhaus Bochum. Ein Stück, das sie alle verbindet, quer über die städtischen, sozialen und kulturellen Grenzen hinweg.

„Next Generation“ ist übrigens kein Projekt, das sich gezielt an Jugendliche mit Migrationshintergrund richtet. Es ist ein Projekt, das die Vielfalt der jungen Generation widerspiegeln und nutzen will, und dazu gehört selbstverständlich auch die Vielfalt der Herkunftskulturen. Anders ausgedrückt: Interkulturelle Kunst- und Kulturarbeit – oder allgemeiner: die Förderung interkultureller Kompetenz – findet nicht nur dort statt, wo explizit das Etikett „Interkultur“ erscheint. Das gilt insbesondere für den Bereich, der in den nächsten Jahren das zentrale Thema der nordrhein-westfälischen Kulturpolitik sein wird: die kulturelle Bildung.

Nicht erst seit der ersten PISA Studie wissen wir: Herkunft, Bildungs- und Sozialstatus bestimmen entscheidend, wie individuelle Bildungsbiografien verlaufen und welche Chancen junge Menschen haben, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Sie bestimmen auch, ob Menschen sich für Kunst und Kultur interessieren und ob sie aktiv am kulturellen Leben mitwirken.

Kulturpolitische Konzepte, die sich, statt der Ausgrenzung, einer fördernden Perspektive öffnen wollen, müssen sich dazu verhalten. Wer „alle Kinder“ – und möglichst auch „alle Erwachsenen“ – erreichen will, muss Wege finden, die für „alle“ begehbar sind. Durch die Verbindung der Bereiche Familie, Kinder, Jugend, Sport und Kultur in unserem Haus besteht hier ein großes synergetisches Potenzial, das wir für unsere Vorhaben in der kulturellen Bildung intensiv nutzen wollen.

Wir alle wissen: Je früher kulturelle Bildung einsetzt, desto besser. Denn die Grundlagen zur Entwicklung der Kernkompetenzen werden in den ersten Lebensjahren gebil-

det. Wir werden deshalb die Zusammenarbeit von Kindertageseinrichtungen mit Künstlerinnen und Künstlern ausbauen. Erstmals fördern wir in diesem Jahr gezielt Kunstprojekte in Kitas. Unsere ersten Erfahrungen dabei sind sehr erfreulich: Die Bereitschaft der Kunstschaffenden und der Einrichtungen, sich auf solche Projekte einzulassen, ist überwältigend groß.

Ein weiteres neues Projekt, das landesweit aufgestellt werden wird, ist der „Kulturrucksack“. Was ist ein solcher Rucksack, was enthält er? Er wird zunächst Kindern und Jugendlichen den kostenlosen Besuch von landeseigenen Kultureinrichtungen ermöglichen. Aber, wie Sie wissen: Ein Rucksack hat viele Taschen. Deshalb werden wir bei Kommunen und anderen Kulturträgern dafür werben, ihn weiter zu füllen. Ziel ist, ein vielfältiges abwechslungsreiches Kulturangebot zu machen, aus dem Kinder und Jugendliche auswählen können, was sie interessiert, womit sie sich beschäftigen wollen.

Wir werden außerdem Kultureinrichtungen bei der kulturellen Bildungsarbeit unterstützen und in der Freien Szene besonders die Angebote für Kinder und Jugendliche fördern. Wichtig erscheint mir in diesem Zusammenhang, dass Kinder und Jugendliche ein anderes Kulturverständnis haben als ihre Eltern und Lehrer. Sie wünschen sich Mitwirkungsmöglichkeiten oder „Cross-Over-Angebote“ aus klassischen und populären Kulturen. Kinobesuche, Mediennutzung, Mode und Design sind wichtige Bausteine für ihr Kultur- und Freizeitverhalten. Das muss bei der Konzeption von kulturellen Angeboten für junge Menschen berücksichtigt werden. Sie müssen nicht allesamt mit dem Etikett „Interkultur“ versehen werden. Trotzdem bin ich sicher, dass sie zur interkulturellen Kunst- und Kulturarbeit und zum interkulturellen Dialog und Verständnis beitragen. Zum einen schon aus rein demografischen Gründen: Mehr als ein Viertel, oft sogar die Hälfte der

Kinder und Jugendlichen, die von unseren Vorhaben profitieren werden, stammt aus Familien mit Migrationshintergrund. Zum anderen lassen sich über die Kinder oft auch die Eltern erreichen. Sie sind interessiert an dem, was ihre Kinder erleben und finden so selbst einen ersten oder einen besseren Zugang zu Kultureinrichtungen oder -angeboten. Das zeigen die Erfahrungen vieler Kultureinrichtungen, Kitas und Schulen.

Und noch etwas, ein psychologischer Faktor, erscheint mir wichtig: Kinder haben den Wunsch zu verstehen und hinter die Dinge zu blicken. Bietet man ihnen den entsprechenden Raum, sind sie offen für Neues und Fremdes. Vor allem im Kindergartenalter ist die Begegnung mit dem Anderen und dem Anderssein eine permanente Erfahrung. In diesem Alter entwickeln Kinder auch mehr und mehr die Fähigkeit zur Perspektivenübernahme. Beides sind entscheidende Komponenten der interkulturellen Kompetenz – für Kinder und Erwachsene, mit und ohne Migrationshintergrund.

Kulturpolitik und die Gestaltung unseres kulturellen Lebens ist nicht nur Aufgabe von Ministerien: Die wesentlichen Träger von kulturellen Einrichtungen und Initiativen sind die Städte und Gemeinden. Eine verlässliche Finanzausstattung durch Bund und Land ist die wichtigste Voraussetzung für den Erhalt und Ausbau der Kulturlandschaft. Wir werden prüfen, ob trotz „Freiwilligkeit“ der Kulturausgaben auch für Kommunen in finanziell schwieriger Situation eine Art Grenzwert für die Kulturförderung gesichert werden kann, oder ob die kommunale Kulturförderung zu einer rechtlich verbindlichen Pflichtaufgabe ausgestaltet werden kann. Zugleich wollen wir in dieser Legislaturperiode klären, ob ein Kulturfördergesetz oder spezielle Fachgesetze für einzelne Kulturfelder möglich und sinnvoll sind. Diese Fragen werden wir in engem Austausch mit den Kommunalen Spitzenverbänden und der kommunalen Finanzaufsicht erörtern.

Es ist an Hilmar Hoffmann, der jüngst 85 Jahre alt geworden ist und entsprechend gewürdigt wurde, zu erinnern, der mit dem Schlagwort „Kultur für alle“ zugleich auch die gesellschaftspolitische Kraft der Kultur zum Ausdruck gebracht und auch gefordert hat. Denn es beinhaltet zugleich ein Plädoyer gegen die soziale und kulturelle Ausgrenzung. Und es ist ein Anspruch auch an die Kultur und die Kunst, alle Menschen mitzunehmen und ihnen neue Zugänge und Möglichkeiten zur eigenen persönlichen Entwicklung zu öffnen. Denn die Landesregierung versteht Kulturpolitik als gesellschaftliche Aufgabe. Sie findet nicht hinter verschlossenen Türen statt, sondern lebt vom Diskurs, von der Beteiligung zahlreicher Akteure, vom Pluralismus der Meinungen, auch von Auseinandersetzungen. Wer weiß das besser als Feridun Zaimoglu. Er ist einer derjenigen, die beweisen, welche großartigen Werke entstehen können, wenn sich aus den Einflüssen verschiedener Kulturen und Traditionen neue Perspektiven und Ausdrucksformen entwickeln.

Ich freue mich sehr, Ihnen heute verkünden zu können, dass sich die NRW-Landesregierung entschlossen hat, für den Aufgabebereich Interkultur eine neue Institution zu gründen und diese ab dem nächsten Jahr institutionell zu fördern. Und ganz wie es unseren Grundsätzen entspricht, nicht allein, sondern in einem Netzwerk mit Partnern:

Ich danke dem Schauspielhaus Bochum und der Stadt Bochum, als Sitzkommune, an dieser Stelle ganz herzlich für die Bereitschaft, diesen nächsten großen Schritt zur Stabilisierung interkultureller Kunst und Kultur gemeinsam mit dem Land zu gehen. Ich lade Sie alle ein, den Entwicklungsprozess dieser neuen Einrichtung konstruktiv und solidarisch zu begleiten. Ihnen allen wünsche ich einen interessanten Kongress, gute Gespräche und viel Erfolg für Ihre weitere Arbeit!

Vortrag: Kanak Attack Reloaded. Zwischen Kanak Sprak und dem Wunsch nach dem Schönen.

Feridun Zaimoglu, Schriftsteller, Kiel



Feridun Zaimoglu

Im Juli 1965, nach drei Tagen und drei Nächten im überfüllten Sonderzug auf der Wanderarbeitertrasse, kam meine Mutter eher tot als lebendig mit ihrem damals sieben Monate alten Sohn im Münchner Hauptbahnhof an. Mein Vater löste sich aus der Menschenmenge auf dem Bahnsteig, und kaum, dass sie sich umarmt und verlegene Wiedersehensworte gefunden hatten, wurden sie auch schon in den Luftschutzbunker am Gleis 11 hinuntergeführt. Wenige Stunden später saß die zusammengeführte Familie in einem der vielen Transportwaggons auf der Fahrt nach Berlin. Meine Mutter hatte zwar für die lange Reise Vorkehrungen getroffen und fast zwei Dutzend Nukkeflaschen mit Babynahrung abgefüllt. Doch weil sich keine Kühltasche auftreiben ließ, verdarb sie auf halber Strecke. Aus unerfindlichen Gründen war auch ihre Brustmilch versiegt, vielleicht lag es daran, dass sie mit einem offizielleren Empfang gerechnet hatte, vielleicht war auch die defekte Heizung schuld, die kurz nach der Abfahrt aus Istanbul ausfiel.

Die eigentliche Enttäuschung stellte sich bei dem Anblick unserer

neuen Behausung im verheißenen Land ein: eine zwölf Quadratmeter große Einzimmerwohnung mit Nasszelle und abgegliederter Küchenzeile, ein schauriges Kabuff, das meine Eltern ein halbes Jahr lang mit einer anderen Gastarbeiterfamilie teilen sollten. Erst viel später, nachdem mein Vater in den Techniken der Ledergerbung unterwiesen und zudem zum Sprachmittler aufgestiegen war, konnten sie den Verschlag gegen das oberste Stockwerk eines Gastarbeiterlagers tauschen.

Es war ein trostloser Einstieg in das, was die ersten Vertragsarbeiter als das „Deutschlandabenteuer“ bezeichnen, als die Zeit, die in ihre Herzensfibern und Gelenkkapseln Sporen der Bekümmernissetzte. Auch wenn die meisten nach Deutschland mit dem Gefühl aufbrachen, das große Glück habe nach ihnen gepiffen, und auch wenn sie nach ihrer Ankunft mit dünner Armeleutegrütze vorliebnehmen mussten – sie alle hielten sich daran, dass Arbeitsamkeit die beste Lotterie sei. Also füllten sie Fabrik- und Montagehallen, standen oder saßen am Fließband, wuschen und putzten Böden blank,

bekamen eine Anstellung bei der Müllabfuhr oder verdingten sich als Toilettenpförtner. Sie waren ins Land geholt worden, um ehrbarer Arbeit nachzugehen, und das taten sie denn auch, ohne sich an dem Mangel an Ansehen zu stoßen, der mit der Art ihrer Beschäftigung einherging. So gesehen fiel es meiner Mutter nicht ein, sich die Nase zuzuhalten, wenn mein Vater den recht strengen Geruch der Gerbmittel ausdünstete, mochte er sich noch so oft mit dem Lappen abreiben.

Es ist besonders in unserer Zeit eine Binsenweisheit, dass kein Mensch mit einer strengen linearen Biografie aufwarten kann. Der Versuch, Einzelne wie Kollektive zugunsten vermeintlicher Erkenntnisgewinne zu vereinheitlichen, muss in einer Art Küchentischethnologie enden. Wer von Zusammenprall und Unverträglichkeit spricht, muss sich früher oder später mit dem Umstand abfinden, dass die Konfliktlinien nicht zwischen den Kulturblöcken, sondern vor allem innerhalb der Kulturkreise verlaufen. Eine Schafherde bleibt zusammen, weil die Hirtenhunde sie zusammenreiben. Aber Menschen haben es an sich, dass sie die angestammten Schollen verlassen und neue Siedlungen aufsuchen.

Wer in solch einer Klimazone der Unterschichtskräfte aufwächst, hat sich für sein späteres Leben eins vorgenommen: Er will nicht auf halber Strecke verrecken, um Gottes Willen, nein. Ich spreche nicht nur von einem Aspekt meiner Kindheit, ich spreche von tausend mal tausend Gastarbeiterhaushalten der ersten Stunde, ich spreche von den verschimmelten Arbeiterbaracken, von den Hinterhausbuchten und den Elendskabuffs, in denen wir groß geworden sind, wir – das sind die Zuwandererkinder. Für So-

zialromantik hatten weder unsere Eltern noch wir glutäugigen Kids Zeit und Verwendung, dafür saßen wir zu sehr in der Falle der Armut. Arm waren die Verhältnisse, reich aber der Stamm an Legenden und Kalendersprüchen, katechismustauglichen Psalmen und anatolischen Dialekten. Das Elternhaus gab uns einen äußerst relevanten Sprachschatz ein, und unsere Ankunft in Deutschland prägte ein hellwacher Geist und Verstand. Zum anderen kamen wir uns auf einer kalten rissigen Scholle vor wie Kulissenschwadronen, die zwischen romantischer Ausdrucksfähigkeit und Plastikmüll der Metropolen ein neues Garn spinnen. Es war, als rief sich ein ferner, geächteter Gott von der Schädelbasis aus in Erinnerung. Unsere Bußgebete nach mehr Atmosphäre prallten am deutschen Hartschalenhimmel ab.

Man muss sich das einmal vorstellen: Hunderttausende Anatolier, meist bäuerlicher Tradition, fanden sich über Nacht verwandelt in das Heer des zugewanderten Industrie-proletariats. Und ihre Kinder und Kindeskinde, also vom Sinn und der Temperatur her BauernArbeiter-Kinder, wollten die Muster der sozial Deklassierten verlassen und sich nicht nur mit dem Gang durch die Institutionen begnügen, wie es einst der deutsche bürgerliche Nachwuchs bis zur Perfektion betreiben sollte. Dabei stießen sie auf ein wirkliches Kulturvakuum und suchten es auszufüllen. Heute aber toben soziale Ausscheidungskämpfe, und wer, bitte schön, wird freimütig bekennen, dass er auf einen nicht Deutschstämmigen gewartet habe? Man muss sich das einmal vorstellen: Menschen, die die Situation der eigenen Sprache verlassen, fühlen sich evakuiert, in extremen Fällen sogar entleibt. Und ihre Kinder und Kindeskinde, die Sprosse einer zungenbetäubten ersten Generation, üben sich nicht nur im Deutschen, sondern auch in vielen Zungenschlägen. Die sprachliche Manifestation unserer Mobilmachung hieß und heißt Kanak Sprak, das ist das babylonische Kauderwelsch einer unbedingt auffälligen, unbedingt ange-

stoßenen Generation, auf die dieses Land wirklich gewartet hat. Darin finden sich Brocken aus dörflichen Dialekten und Anleihen aus dem Hochtürkischen genauso wie das metaphernreiche Slang-Stakkato der Straße und der Großstadtszenen.

Ich will an dieser Stelle keinen sprachwissenschaftlichen Diskurs anstrengen, zumal sich Sprachpracht und Sprachkraft über die Ohrenzeugenschaft erschließen lassen. Nur soviel: Kanak Sprak meinte Bilderflut, sie sollte Fitness in die Modalitäten bringen, sie stemmte Frische in die Branche. Zu sehr haben sich die Kultursektoren zwischen Mittelstandsnarkose und Witzigkeit eingegraben und sedimentiert. Wenn es denn so ist, dass die wahren Trends und Tendenzen von der Straße kommen, so schien es, als sei eine eingewanderte Unterschicht dabei, ein Feuerwerk an Kulturaufregung zu entfachen.

Auch ich tat mich in jüngeren Jahren hervor. Auf die Frage unseres Deutschlehrers nach unseren Berufswünschen sagte ich arglos, ich wolle mich später in der Kunst umsehen, in Schrift und Bild etwas bewerkstelligen. Daraufhin gab er mir den in seinen Augen weisen Rat, ich solle mich doch bitte schön nicht verheben und Kfz-Mechaniker lernen, das sei Kunstfertigkeit genug für einen Türken. Jeder von uns, ob fremdstämmig oder deutschstämmig, hat sein persönliches Damaskuserlebnis. Ich wurde über diese Zurechtweisung im Klassenraum für künftige Einschreitungen sensibilisiert. Ich drehte den Spieß um: Die anderen Jungs waren Goldlöffchen und Labello-Benutzer, ihre Schönheit war nicht meine Schönheit, ihre Gefühlsbörse war nicht mein Pathosmarkt. Und also war ich erst recht nicht mehr zu halten, und die sogenannte Fremde, von der es heißt, dass wir Türkisch- und Kurdischstämmigen sie ein Leben lang im Herzen tragen wie ein Kleinod, verbrauchte sich sehr schnell.

Zum Schreiber bin ich geworden durch den Willen, nicht länger an

mich selbst gefesselt zu sein, durch den Wunsch nach Selbstverschwendung. Oft werden Frauen und Männer der Kultur als Ausnahmefälle gehandelt, man sagt, sie hätten sich vom vorgefundenen Stoff abgekoppelt, sie speisten sich aus Quellen, auch außerhalb ihrer bloßen Existenz. Bin ich ein koloriertes Subjekt? Mit welchen Farben bin ich angemalt? Hat auf das Einwandererkind das Alte und das Neue abgefärbt? Die Liste der Vorschläge zur Einfügung in die Gesellschaft liest sich wie die Gesindeordnung: Die fremden Knechte und Mägde sollen, so sie denn in der Moderne ankommen wollen, in der modernen Zunge reden. Was ist daran richtig? Es gilt mit einem Mythos aufzuräumen – der vermischte und gemischte Hybrid ist in Akademikerkreisen ein Held, dem begabten Arbeiterkind werden magische Fähigkeiten zugesprochen. Leider besteht die Theorie nicht den Praxistest: Die meisten Fremdstämmigen der dritten Generation beherrschen weder die Sprache der Mutter noch die Sprache der Gastgeber des Vaters. Die Mischtechnik ist ihnen geläufig, doch sind sie nicht mehr-, sondern wenigsprachig. Sie bleiben im deutschen Kiez unter ihresgleichen, sie haben sich Brocken aus dem Kifferdeutsch, Musikvideodeutsch und dem Deutsch der niedergehaltenen Unterschicht angeeignet. Sobald sie es mit der Verkehrssprache zu tun haben, versagen sie. Sobald sie ein einfaches Formular ausfüllen müssen, laufen sie vor Wut und Scham rot an. Der Versuch, ein halbwegs anständiges Deutsch zu sprechen, endet mit Kontroll- und Souveränitätsverlust.

Müssten Türkenkinder nicht Türkisch können? Ihre Mütter und Väter aus Anatolien sind aber entweder Analphabeten, oder lehren ihre Kinder eine recht schrofte Mundart. Ein Türkenkind, das in Deutschland geboren und aufgewachsen ist, hat also zu Hause kaum die Möglichkeit, seine sogenannte Muttersprache zu erlernen. Es lauscht Schlagern und Heimatliedern, es schaut türkische Vorabendserien und Fußball, es merkt und schaut sich ab die wüsten Ge-



Feridun Zaimoglu und Tina Gadow

bärden des Mackers, des Rüpel mit Herz und des Kavaliere, der weiß, dass man bei dichter Brustbehaarung keinen weiten Hemdausschnitt wagen darf. Wie kann dieses Kind gut gewappnet sein für den Erwerb einer weiteren Sprache? Die Vertreter des Staates geben Versäumnisse zu, sie wollen das meist unqualifizierte Kind zum Deutschkurs verpflichten. Wer darin einen Deutschverweigerungszwang sieht, schert sich wenig um die Tatsachen des Lebens in der Unterschicht.

An den öffentlichen Debatten beteiligen sich meist Vertreter zweier Parteien. Es sind dies die Erregten und Empörten und dann die kosmopolitisch verfassten Geister. Den Hysterikern droht von jedem nicht einheimischen Kulturartikel Infektionsgefahr. Sie sehen in der fremden Sprache ein Eingliederungshemmnis. Kultur setzen sie mit der Mystik und den Mysterien eines Volkes gleich, das in einer fremden Sprache sprechende Kind ist ihnen suspekt. Die Enthusiasten dagegen verweisen auf die Formel: Vielfalt statt Einfalt. Sie taugt vielleicht als Parole auf einer Cocktailparty, sie nährt jedoch bei den einfachen Menschen den Verdacht, die Bessergestellten würden sie verhöhnen. Schließlich schicken die Vermögenden ihre Kinder in Internate und in Schulen mit keinem oder sehr geringem Ausländeranteil.

Endlich sind wir am Kern des Problems: Wo gute soziale Politik fehlt, verwildern die Sitten. Es treten die wahren Rüpel ans Mikrofon, sie speisen die Ressentiments wider die Fremden mit Verweisen auf die Statistik. Die Kriminalitäts- und Arbeitslosenrate unter Ausländern sei besonders hoch – stimmt –, sie würden den Einheimischen auf der Tasche liegen – stimmt nicht. Dass der Aufstieg aus der Unterschicht überall auf der Welt eher die Ausnahme bildet, verschweigen sie.

Selten wird den Lehrern, den Sozialarbeitern, den Kommunalpolitikern das Wort erteilt. Was würden sie sagen? Sie würden sagen: Der Giftpegel steigt, eine Schicht bricht uns weg, die Armut und die Gewalt nehmen zu. Diese Kämpfer an der multikulturellen Front haben kein Verständnis für Mehrsprachigkeit, sie setzen im Interesse der jungen Männer und Frauen auf ein anständiges Deutsch. Erst kommt die Realität, dann die Phantasie, erst setzt man den ersten Schritt, dann den zehnten. Ein Mensch braucht Arbeit, Maß und Ordnung, weil sich daraus Freizeit, Vergnügen und Kunst ableiten lassen. Das gilt nicht für alle, doch für viele unter den fremdstämmigen Arbeiterkindern.

Muttersprachenschützer und Sprachhygieniker haben eins gemeinsam: Sie wollen bewahren,

den fremden Einflüssen wehren. Das Kind eines pensionierten Industriearbeiters, der aus einem Dorf stammt, setzt auf Billigartikel: preiswerter Sex, Protzmode, kriminelle Aktivität, Heimaturlaub. Er ist nicht dumm, er hat begriffen, die reiche Klasse macht dicht, Aufstieg gelingt nur einem von einer Million. Er lauscht den Märchen: Lern Deutsch und die Fee erfüllt dir drei Wünsche. Dann wird dir fast alles gelingen... Er aber ist in der Lottoannahmestelle und im Spielcasino glücklicher.

Trennt man Sprache vom Fleisch, nimmt man eine philosophische Entgrütung vor. Die Frage muss immer lauten: Wer spricht und was spricht aus ihm? Wenn ein Unterschichtler spricht, redet er vom Elend und dem Traum, dem Elend zu entfliehen. Es sind die Worte eines müden Boxers, der die Anfeuerungen satt hat, der im falschen Leben feststeckt, der das Wüste und Wulstige hinter sich lassen möchte, um auf das Schöne und Schöngewordene zu stoßen. Der fremdstämmige Unterschichtler ist in der Idealgestalt ein stammelnder, stotternder Kretin – dieses Bild zeichnen die Medien. Man will ihn aus der Dorfkultur seiner Eltern herausbrechen wie einen faulen Zahn aus rotem Fleisch. Am besten, man erkläre ihn für einen Vollwaisen und übergebe ihn einer Pflegefamilie. In den abweichenden Bildern kommt er dagegen als ein Tölpel vor, dem man die richtigen Mittel in die Hand geben müsste. Tatsächlich hat der Verfall seiner beiden Sprachen mit den rauen Verhältnissen zu tun: Er ist verzweifelt, er darf sich aber nicht in den Worten der Verzweiflung mitteilen. Oft genug wirft man ihm Selbstmitleid vor. Fragte man ihn, würde er sagen: Das Hochdeutsch ist das Esperanto der Bürgerkinder. Ich könnte Hochdeutsch sprechen, doch ich bin nicht bürgerlich, leider. Ich hokke mit meinesgleichen in der Haupt- oder Sonderschule, im besten Fall wird aus mir ein Elektriker oder Gerüstbauer. Mein Vater sagte mir: Ich habe sehr jung geheiratet, du wirst auch jung heiraten, dann bist du von der Straße

weg. Meine Mutter sagte: Wir werden für dich eine schöne Unberührte aussuchen. Bald sehe ich aus wie mein Onkel im Dorf.

Wenn die Siegel brechen, wenn man aus den Klausen und Abseiten ausbricht, ist das Fremdheitsgefühl ein doppelter Vorstopper. Entgegen der landläufigen Meinung von Minderheitenforschern und Türkenethnologen vergeuden wir unsere Zeit nicht damit, uns aus der deutschen Öffentlichkeit herauszuhalten. Was ist das überhaupt für ein dummes, törichter Vorhalt? In der medialen Inszenierung wird „der Türke“ als eine Mischung aus Negerkrallen und Wohnsilomucker imaginiert. Er hockt auf seinem Holzschemel, zieht an seiner Gebetskette oder geht vor einem blutrünstigen Wüstengott auf die Knie. Nach dem Bau von Miniaturmoscheen rechnen sowieso ganze Dörfer mit dem baldigen Sturm der Hunnenhorden aus Kleinasien. Der Argwohn gegenüber den Zuzüglern und ihren Nachkommen speist sich nicht etwa aus den importierten Kulturkreisphänomenen der Einwanderer, sondern aus einer alten Tradition hierzulande: der Fremdenskepsis. Wie ist es sonst zu erklären, dass man sich in Deutschland gegenüber seinen Türken verhält wie der TÜV zu ausländischen Fabrikaten? Immer wieder wird nämlich die scheinheilige Frage gestellt, ob der Türke „unseren“ Sicherheitsstandards entspreche. Auch wenn die Experten – und solche, die sich dafür halten – bei ihrem Lieblingsforschungsprojekt die Elle anlegen und auf absurde Maße kommen – es zählt schließlich doch nur der Erfahrungswert: Die erfahrene Schmach und der erfahrbare Ausbruch eines jeden von uns schmelzen in eins, und wir nehmen hier ein Quäntlein Ehre und dort einen Zentner Akkordarbeit, um nie wieder in die Baracke zu kriechen, aus der wir kommen.

Heute sind meine Schwester und ich die ungeratenen Kinder, auf die unsere Eltern doch irgendwie stolz sind. So hatten sie sich das nicht vorgestellt, die Tochter eine Schauspielerin, der Sohn ein Wort-

und Schriftsetzer. Die Jahre der Kämpfe um unsere Zukunft liegen zurück, der Unfriede ist gebannt, und mein Vater, nunmehr ein frohgemuter Rentner in seiner halben Heimat, der Türkei, bringt ein Lebehoch aus immer dann, wenn die Familie versammelt ist und uns allen eine seltsame Kraft in die Glieder fährt. Die Widerstände und Anfechtungen haben uns nicht auseinandergerissen, so denkt er, und ich kann seine Gedanken lesen, jeder hat seinen Strauß ausgefochten, jeder hat seine starre Umarmung, den knochenharten Kokon, gesprengt, jeder hat Fleisch von seinem Fleische und Schweiß von seiner Stirn gegeben.

Einst zogen die Kontraktarbeiter durch güldne Portale ins Wirtschaftswunderland, das Leben schmeckte ihnen wie ungesalz'nes Kraut, und aus Angst, das Altherwürdige umzustoßen, gingen sie dicht an den Häuserfronten entlang wie klattrige Fohlen. Die Frauen kamen in bunten Gewandungen, weil dies Trachtentuch als Augenschmaus gegen ihre Müdigkeiten half, und manche Nacht schreckten sie aus dem Alptraum auf und fassten sich an den Ausschnitt ihres vielfarbigen Nachtkittels, wie das Kind, wenn es im dunklen Zimmer erwacht, zum Sorgenpüppchen unterm Kissen greift. Mann wie Frau erlitten sie die Siechtümer von Fremdländern, die neue Herkunft und neue Behausungen schaffen müssen, wollen sie nicht in Schutzquartieren vergeisen. Wenn mein Vater am Suchlauf des Radios drehte, um die Frequenz eines türkischsprachigen Senders zu erwischen, nahm er sich eine Auszeit von Herzensgram. Eine altmodische Volksweise putzte ihm den Grünspan der Zermürbung vom Angesicht, wie er sagte, und er konnte sich die niedrige Decke wegsingen. Diese Gesänge gingen mir in Fleisch und Blut über, und noch heute stimme ich ein Lied aus vergangener Zeit an, wenn die vier Pfähle meines Zimmers wie Sklavenpfosten anmuten. Vor den Migräneanfällen meiner Mutter waren wir auf der Hut, der Schmerz konnte sie aus dem Stand anfassen, und

dann hieß es, die schweren Samtvorhänge zuzuziehen und den Lichtschein auszusperrern und blitzschnell mit der schwarzen Stoffstreifenrolle zur Hand zu sein. Ich habe den bandagierten Kopf meiner Mutter vor Augen, sie schnürte sich regelrecht die obere Gesichtshälfte zu, so als wollte sie einen Stachel auspressen, und bedeckte beide verblendeten Augen zusätzlich mit den Handrücken. Sie nannte sich dann „die verschleierte Frau“ oder „die Blinde, die den Spiegel verwehrt“. Sie ironisierte ihre Verkümmern, und diese, ihre bewusste Kabarettisierung des Elends half mir später, mich vor ethnischer Hysterie und Selbstgerechtigkeit zu feien.

Ich habe gelernt, dass die Sprache im verstörten Fleisch, in rampollierten Körpern ein zeitweiliges Domizil findet, dass das gesprochene wie das geschriebene Wort Heiligtümer aus Geschicken und Schicksalen baut. Wer sich wie ich den Menschenlandschaften verschrieben hat, der kann nicht in eitlen Minnesang und hohler Hofkunst aufgehen, der muss und will auf das Recht der Alten wie der Jungen pochen. Von der Generation der ersten Stunde bis über die zweite, dritte zur vierten Generation strömen hunderte und aberhunderte Legendenrinnale zum großen Erzählstrom zusammen. Er vereint Geschichten vom Kampf um Recht und Aufenthalt, von Stolz und Würde, von Esprit und Schickness, von orientalischer Opulenz und großstädtischer Eleganz. Es gilt, als Chronist Zeugnis davon abzulegen, denn später wird es heißen: Die Geschichte der Zuwanderer, ihrer Kinder und Kindeskinde, ist die Geschichte von herkunftsfremden Deutschen, die trotz Kränkung und Demütigung, trotz Politikerpopulismus und Fremdenhass geblieben sind. Sie sind geblieben, weil es sich lohnte zu bleiben in diesem herrlichen Land.

Einführung in das Stück „Next Generation“

Thomas Laue, Schauspielhaus Bochum

Ich freue mich, dass Sie die ersten Zuschauer bei dem Theaterstück „Next Generation“ sein werden, heute Abend bei unserer Generalprobe. Das Stück ist ein Teil des Kulturhauptstadt-Projektes „Next Generation“, das im Rahmen des Themenfeldes „Stadt der Kulturen“ von der RUHR.2010 gefördert wird. Weitere Partner sind die Bundeszentrale für politische Bildung, das Referat Interkulturelle Kulturarbeit der Landesregierung und Deutschlandradio Kultur.

Zunächst zur Vorgeschichte des Theaterstücks. Die Leitung und ein großer Teil des Ensembles des Schauspielhauses Bochum sind erst seit August 2010 in Bochum, vorher waren wir am Grillo-Theater in Essen. Bei unserer Arbeit in den letzten Jahren waren für uns zwei Fragen sehr wichtig: Wie sieht der Ort aus, an dem wir leben und wie soll der Ort aussehen, an dem wir in Zukunft leben wollen? Wenn man als Stadttheater diese Fragen beantworten will, muss man zunächst sehr genau hinschauen: Wo befinden wir uns eigentlich? Was zeichnet diesen Ort aus? Diese Fragen lassen sich nicht innerhalb des Theaters beantworten, weder von Intendanz oder Dramaturgie noch von den Schauspielern. Sie lassen sich auch nicht ausschließlich mit Klassikern wie Schiller oder Shakespeare behandeln, wie sehr man solche Stücke auch bearbeiten mag. Sondern man muss das Theater verlassen.

Wir sind deshalb seit Jahren herausgegangen, in die Stadtviertel, und haben die Geschichten gesucht, die Menschen erleben und erzählen. Daraus entstand 2005 das Projekt „Homestories“. Gemeinsam mit dem Autor und Regisseur Nuran David Calis haben wir ein halbes Jahr lang im Essener Stadtteil Katernberg unser Quartier aufgeschlagen und mit Ju-

gendlichen gesprochen. Wir haben sie gefragt: Wie lebt ihr? Was beschäftigt euch? Wie stellt ihr euch eure Zukunft vor? Aus den Geschichten der Jugendlichen hat Nuran David Calis ein Theaterstück gemacht: „Homestories – Geschichten aus der Heimat“. Etwa 20 Jugendliche haben es dann im Theater aufgeführt, bei 60 Vorstellungen, die immer ausverkauft waren. Denn wir hatten nicht nur das normale Abonnementpublikum, sondern es kamen auch viele Menschen aus dem Viertel, darunter sehr viele Jugendliche. Um „Homestories“ in eine längerfristige und überregionale Arbeit zu überführen, haben wir dann Next Generation entwickelt.

Next Generation – das Gesamtprojekt

Zentraler Bestandteil des Projekts sind zehn Zukunftshäuser, die über das gesamte Ruhrgebiet verteilt sind. Dort haben Jugendliche ein Jahr lang über die Zukunft nachgedacht, über ihre persönl-

che und über die ihrer Stadt und der Region. Meistens sind es nur Erwachsene, die ihre Ideen und Pläne zum Strukturwandel, zur Stadtentwicklung und zu Zukunftsperspektiven einbringen können. Aber es ist wichtig, die junge Generation einzubeziehen, die ja in dieser Zukunft leben wird. Eigentlich müssten die Jugendlichen mitentscheiden, aber zumindest sollten sie die Gelegenheit haben, zu sagen, wie sie in Zukunft leben wollen. Diese Möglichkeit boten die Zukunftshäuser. Den Jugendlichen wurden Räume und Infrastruktur zur Verfügung gestellt. Unterstützung erhielten sie außerdem, je nach Zukunftshaus und Projekt, durch Künstler und Wissenschaftler. Wir haben bei den Zukunftshäusern bewusst vorhandene Strukturen aufgegriffen, zum Beispiel den Medienbunker, Renegade oder X-Vision. Denn Next Generation soll dazu beitragen, dass ihre Arbeit über das Jahr 2010 hinaus gestärkt wird und dass sie mehr junge Leute erreichen.



Szene aus dem Theaterstück „Next Generation“

Die Projekte der Zukunftshäuser sind so unterschiedlich wie die Stadtteile, in denen sie angesiedelt sind. Im Zukunftshaus im Medienbunker in Duisburg-Marxloh haben die Jugendlichen ein Filmprojekt gestartet. Der Medienbunker ist ein ehemaliger Hochbunker, in dem schon seit längerer Zeit junge Filmemacher arbeiten. Das Filmprojekt thematisierte die Fragen: Was ist Marxloh? Wie soll es in Zukunft aussehen? Was bedeutet das für das Ruhrgebiet? In Essen-Altendorf beschäftigte sich ein Zukunftshaus mit den Veränderungen im Stadtteil, die sich durch den Neubau der Krupp-Thyssen-Zentrale ergeben. „Alles außer Abhauen“ heißt das Theaterstück, das die Regisseurin Ines Habich gemeinsam mit Jugendlichen erarbeitet hat. Es wurde auf einem Schrottplatz aufgeführt, aber inzwischen auch bei einem Krupp-Jubiläum.

Kurz zu den Aktivitäten der anderen Zukunftshäuser: In Essen-Katernberg hat sich eine Mädchenband gebildet, die mit der Musikerin Bernadette La Hengst zusammenarbeitet. Die UNESCO-Schule in Essen, in der Schülerinnen und Schüler aus mehr als 40 Nationen lernen, hat auf ihrem Schulhof ein „WeltWeitEigenheim“ aufgebaut. X-Vision in Bochum-Wattenscheid realisiert ein HipHop-Projekt, bei dem Jugendliche von Profis dabei unterstützt werden, ihre eigenen Songs zu produzieren. Die Jugendlichen sind dabei recht erfolgreich, und es sieht so aus, als ob die Struktur sich als Musikproduktionsfirma in Zukunft selber tragen kann. Studierende der Theaterwissenschaften erarbeiteten an der Ruhr-Universität ein Chor-Theaterprojekt zum Thema Generationen. Im Bochumer Opelwerk haben die Grimme-Preisträger Michael Loecken und Ulrike Franke ein Jahr lang die Auszubildenden begleitet und daraus einen Dokumentarfilm produziert, der vom WDR ausgestrahlt werden wird. In Herne, im Zukunftshaus Pottporus, hat die Tanzkompanie Renegade mit Streetdancern ein Tanzstück entwickelt. Das Stück mit dem Namen „Es geht um Sie“ wird unter

anderem im Schauspielhaus Bochum aufgeführt. Darüber hinaus wird Renegade mit seinen Breakdancern drei Jahre lang als Partner „in residence“ zum Programm des Schauspielhauses beitragen. Nicht an einem Ort verankert ist das Projekt „Das Gedächtnis des Ruhrgebiets“. Die Autorin und Regisseurin Mirjam Strunk wandert mit einer mobilen Fernsehaufnahmestation durch die gesamte Region. Gemeinsam mit Jugendlichen befragt sie ältere Menschen, auf welcher Basis die Zukunft aufgebaut werden und was bewahrt werden sollte. Ein weiteres Element des intergenerativen Projekts ist eine „Erinnerungshotline“, bei der Menschen erzählen können, was ihre wichtigsten Geschichten des Ruhrgebiets sind.

Insgesamt haben sich 500 bis 700 Jugendliche an den Aktivitäten der Zukunftshäuser beteiligt. Eine breite Öffentlichkeit erreichte das Projekt über das Radio. Deutschlandradio Kultur berichtete einmal im Monat über Next Generation und organisierte außerdem alle sechs Wochen in den verschiedenen Zukunftshäusern eine öffentliche Diskussionsveranstaltung, die live übertragen wurde.

Um die Zukunftshäuser miteinander zu verbinden, haben wir die Jugendlichen zu Treffen eingeladen, bei denen sie über ihre unterschiedlichen Lebenssituationen und über ihre Projekte gesprochen haben. Ein weiterer Ansatz, sie über die Stadtgrenzen hinaus in Kontakt zu bringen, war das Theaterstück „Next Generation“. Es soll ihre Erfahrungen und Geschichten bündeln und sie dem Theaterpublikum vermitteln.

Next Generation – das Theaterstück

Während des gesamten letzten Jahres hat der Autor, Regisseur und Filmemacher Nuran David Calis die Jugendlichen in den Zukunftshäusern regelmäßig besucht. Und er hat sie eingeladen, an dem Theaterstück mitzuarbeiten. Rund 40 Jugendliche sind dieser Einladung

gefolgt, die meisten von ihnen haben einen Migrationshintergrund. Sie sehen es als Chance, sich und ihre schauspielerischen oder musikalischen Fähigkeiten auf einer Bühne zu präsentieren.

Nuran David Calis ist jemand, der Leute zum Sprechen bringt. Er hat das Stück inszeniert, aber alle Texte stammen von den Jugendlichen selbst, die Musik hat X-Vision mitentwickelt. In dem Stück erzählen die Jugendlichen von ihren Träumen, und die sind meist gar nicht sehr ungewöhnlich: Familie, Kinder, Weltfrieden. Interessant ist es vor allem dann, wenn die Träume mit dem verbunden werden, wie sie tatsächlich leben. In dem Stück sehen sie in die Zukunft, aber auch die Gegenwart und ihre persönliche Geschichte, ihr Weg ins Ruhrgebiet, werden dargestellt.

Das Schauspielhaus Bochum erhofft sich von Next Generation, dass es zur Diskussion anregt und dass es auch Menschen anzieht, die sonst nicht ins Theater gehen. Das Stück ist für uns kein Alibi-Projekt, das zwei-, dreimal auf die Bühne kommt, sondern es ist in dieser Spielzeit ein fester Bestandteil unseres Repertoires. Es ist für uns genauso wertvoll wie jedes andere Stück, der finanzielle und personelle Aufwand ist der gleiche wie bei anderen Produktionen. Das spüren die Jugendlichen, das stärkt ihre Motivation: Sie wissen, dass wir sie ernst nehmen und dass sie umgekehrt unser Theater bereichern.

Grußwort zum Empfang der Stadt Bochum

Michael Townsend, Kulturdezernent Stadt Bochum

Ich freue mich sehr, Sie als liebe Gäste hier in Bochum im Kulturhauptstadtjahr zum Bundesfachkongress Interkultur begrüßen zu können. In Bochum, einer Stadt, in der Wandel, Anpassung und Neuorientierung einen Dauerzustand darstellen, und die schon eine Reihe von „Häutungen“ in Form von Assimilationen, Adaptionen und Transformationen vollzogen hat. Von der ehemaligen Ackerbürgerstadt, der späteren Kohle- und Stahlstadt, zur Industriestadt, was wir heute auch noch stark sind, bis hin zu dem, was wir heute mit dem Begriff „UNIVERCITY“ bezeichnen: der größten Bildungs- und Universitätsstadt der Region mit außerordentlich starkem „Kulturkern“, mit ca. 70.000 Hochschulangehörigen und Menschen aus 170 Nationen.

Kommen wir – ruhrgebietstypisch – gleich zur Sache. Der Begriff „Kultur“ entstammt dem indogermanischen Begriff „kuel“, was mit „sich drehen“, „sich wenden“, im Sinne von „emsig beschäftigt sein“, zu übersetzen ist. Und „emsig beschäftigt“ werden Sie sicherlich in diesen Tagen sein. Sie beschäftigen sich mit einem Thema, was auf der einen Seite an Komplexität und auf der anderen an einem Mangel an Konsens in unserer Gesellschaft wohl kaum zu überbieten ist.

Es geht um nichts weniger als die Vielfalt der Wirkung von Bildern, Konzepten, Klischees und Annahmen, mit der jeder von uns zu Themen wie Migration, Integration, Interkultur, Assimilation, ethnischer und kultureller Vielfalt etc. ausgestattet ist, auf der Basis eines Spektrums zwischen mehr oder weniger starker Vorurteilsdichte und profundem Urteil. Naturgemäß gibt es zu so umfassenden Themenkomplexen mehr Fragen als Antworten, und es gibt keine Ad-hoc-Lösungen, sondern nur

Diskurs und Dialog. Kurzum: Kommunikation.

Niemand kann die Themen, mit denen Sie sich hier fachkompetent auseinandersetzen, als rein theoretisch und lebensfern abwerten. Sie gewinnen derzeit rasant an Relevanz. Und wie bei allem, was wirklich wichtig ist, ist nicht nur die theoretische Erkenntnis gefragt, sondern der ganze Mensch mit all seinen Emotionen und Affekten, seinem Fühlen und Wollen, seinen konkreten Lebensumständen, seinen Deutungsrastern und Handlungsmustern. Zunächst hier auf dem Kongress in Bochum und hoffentlich auch in den Medien, in der Wissenschaft, im Web, aber auch in den Köpfen und Herzen der Menschen.

Für diesen Diskurs über alle Gedanken und Sinne, alle Emotionen und ästhetischen Wirkungen, alles Rationale und Irrationale können wir an keinem besseren Ort sein als hier im legendären Bochumer Schauspielhaus.

Das Theater ist ohnehin traditionell der Ort, an dem über die ästhetische Wirkung der Bühnenkunst weitgehend tabufrei und die über alle Ebenen des menschlichen Erlebens laufende Auseinandersetzung über all das stattfindet, was für uns wirklich von Bedeutung ist.

Was die derzeitige künstlerische Konzeption aber in so besonderer Art passend macht für den Themenkomplex, mit dem Sie sich hier auseinandersetzen, ist die völlig neue und einzigartige künstlerische Philosophie von Internationalität und Interkulturalität, mit der hier seit Saisonstart die neue künstlerische Leitung – unter dem neuen Intendanten Anselm Weber und mit dem neuen Chefdramaturgen Thomas Laue – Ernst macht mit dem Bemühen um gegenseitig-

ges Durchdringen verschiedenster Ausdrucks- und Erlebnisformen.

Wer sich, wie dieses Haus, das sich selbst den Titel „Weltexperimentiermaschine“ gegeben hat,

- nicht scheut, nicht nur ein türkisches Theatergastspiel zu arrangieren, sondern einen türkischen Regisseur mit dem hiesigen Hausensemble eine seinem Denken entsprechende Fassung des deutschesten aller Stoffe, nämlich Goethes „Faust“, auf die Bühne zu bringen,
- wer davon überzeugt ist, dass es richtig und wichtig ist, die Bühnenfassung eines stets von der westlich-abendländischen Kulturtradition vereinnahmten, antiken Theaterstoffs einem nordafrikanischen Regie-Altmeister anzuvertrauen,
- wer internationale und multikulturell geprägte Tanz-Performances ohne jeden Anflug von Folklorekitsch oder anbietender Jugend-Attitüde ins Programm nimmt,
- der ist dabei, endlich Ernst zu machen mit einer Art von Internationalität, die wir uns alle nur wünschen können.

Darauf sind wir schon nach weniger als einem Monat, in dem wir dieses neue Theater erleben können, stolz. In einer Stadt wie Bochum mit einem Ausländeranteil von nur etwa neun Prozent, aber einem Anteil an „Zugewanderten“, der über die letzten 150 Jahre gerechnet nicht weit von 100 Prozent liegt! Mir kommt hier in Bochum also kaum noch einer als reiner – wie man in den Niederlanden neuerdings sagt – „Autochthone“ durch, ich selbst mit meiner britischen Familiengeschichte eingeschlossen.

Um mit dem verstorbenen Matthias Beltz zu sprechen, dem begnadeten, scharfzüngigen Kabarettisten: „Lassen Sie uns mit den Deutschen nicht allein!“ Stellen

Sie also richtige Fragen, suchen Sie zukunftsfähige Antworten und innovative Handlungsweisen zum Themenfeld Interkultur. Erkenntnisse, die uns als Verantwortliche in

den Kulturverwaltungen und in den Kultureinrichtungen in die Lage versetzen, unsere Strategien auf die sich wandelnde Gesellschaft auszurichten!

Es geht darum, wohin wir gehen

Exklusiv für den Bundesfachkongress: Vorpremiere von Next Generation

Eine deutsche Fahne weht und aus dem Off hört man eine Stimme: „Seitdem der Familiennachzug für Einwanderer ausgeschlossen ist und die Sozialleistungen zurückgefahren wurden, hat sich die Fruchtbarkeit der Unterschicht normalisiert. (...) Die Wohnzimmer und Straßen Deutschlands sind deutsch, nur noch die ausländisch klingenden Namen einzelner Fußballer erinnern an die dunklen Zeiten.“ Mit diesem Szenario beginnt das Stück „Next Generation“. Aber gleich darauf heißt es: „Hier ist das Ruhrgebiet. Hier ist der Widerstand. Hört nicht auf den monokulturellen Einheitsbrei! Widerstand leisten. Jetzt. Neun Häuser kämpfen für eine andere Zukunft.“

Und dann erlebt das Publikum, was sich im multikulturellen Ruhrgebiet abspielt. 37 junge Leute agieren auf der Bühne. Sie erzählen ihre Geschichten und die ihrer Familien, sie beschreiben ihre gegenwärtige Situation und werfen einen Blick in die Zukunft. Laute Rap-Songs gehören ebenso dazu wie Tanzeinlagen, Videoclips oder nachdenkliche Monologe. Immer wiederkehrendes Leitmotiv sind die Fragen: Wie heißt du? Woher kommst du? Was ist dein Traum? Ein Fazit dazu lautet: Es geht darum, wohin wir gehen, nicht, woher wir kommen. Und am Schluss ertönt, an einen Chor im klassischen Drama erinnernd, ein Loblied auf das Ruhrgebiet: „Metropole: Nein, danke! – Hier ist jede Stadt anders. Sie haben keine Gemeinsamkeiten. Hier bin ich zu Hause! Hier sind meine Freunde! Hier ist alles, was mir wichtig ist! Hier ist man den Kulturen ‚fremd – nah‘.“



Szene aus dem Theaterstück „Next Generation“

Zitate aus Next Generation

Erfahrungen

Ich habe erlebt, wie Bomben eingeschlagen sind. Wir rannten mit der ganzen Familie durch die Straßen und dann plötzlich hat eine Bombe meine Tante und meine Cousine getroffen. Danach sind wir aus dem Irak geflohen. Ich war fünf Jahre alt.

Ich wurde oft gefragt, welche Religion hast du. Ich habe geantwortet: Ich bin Moslem. Da bekam ich die Antwort: Geh dich in die Luft sprengen!

Ich weiß nicht, ob ich meinen Freund heiraten kann. Er stammt aus einer arabischen Familie (...) Es ist nicht so einfach, als deutsches Mädchen sofort auf Anhieb von seiner Familie akzeptiert zu werden.

In der Türkei leben Türken moderner als meine Eltern hier in Deutschland. (...) Wir sind einfach stehengeblieben. Andererseits wird man von vielen Deutschen gehasst, weil man sein Leben hier verbringt. (...) Ich bin einfach ein Mensch, der auf diesem Planeten lebt, der in Deutschland sein Leben verbringt und türkische Wurzeln hat. Also irgendetwas dazwischen.

Ich komme von der Welt, weil ich viel um die Welt kam und mein Zuhause überall war, wo ich gelebt hab. Ich lernte die verschiedensten Kulturen kennen und Menschen, das macht mich heute zu einem Menschenfreund. Ich spreche Englisch, Französisch, Lingala, etwas Niederländisch und Deutsch natürlich.

Ihr liebt die Warmherzigkeit der Südländer, seid selbst aber oft kalt. Ihr habt viele Möglichkeiten in diesem Land, nutzt sie aber nicht. Ihr habt ein tolles Land, kennt es aber nicht. Ihr selbst seid toll, wisst es aber nicht.

Träume

Ich will glücklich in der Zukunft leben, das heißt Familie zu haben, Frau, Kinder, etc., 'nen eigenes Heim zu haben und 'nen guten Job und das wichtigste, gute Freunde.

Wir werden Stars, wir werden Millionäre, keiner kann uns stoppen, keiner kommt uns in die Quere.

Eine Woche Weltfrieden wenigstens, sodass keine Menschen sterben müssten, das wär schön.

Mein Traum ist es, dass alle Nationen gemeinsam, egal ob Deutsche, Türken, Afghanen, Russen, Kurden – also alle, dass sie gemeinsam an einem Tisch sitzen und pokern!

Ich bin hier geboren, hier will ich sterben. Ich will hier nicht weg, ich will Präsident werden.



Szene aus dem Theaterstück "Next Generation"



Szene aus dem Theaterstück "Next Generation"

Theater machen

Eindrücke der Jugendlichen

Wir haben über viele Monate zusammen geprobt, Tag für Tag, wir haben das Stück zusammen geschrieben, „gelebt“. Und vor allem sind wir zusammengewachsen, fast wie eine große Familie. (...) Ich kann nur sagen, dass ich in dieser Zeit viele neue Freunde gefunden habe, einige sehr beeindruckende Leute kennengelernt habe, jede Menge Spass hatte und auch noch haben werde und dass es mit die schönste Zeit meines Lebens war. Es erweitert den Horizont.

Tim Krause

Ich habe es aus Freude am Theater gemacht. Man hat uns einfach eine große Chance gegeben. Wir durften mit einem bekannten Regisseur zusammenarbeiten, der zudem auch noch ein super toller Mensch ist. Alles war so professionell. (...) Es ist ein gigantisches Gefühl, auf der Bühne zu stehen und wirklich mal etwas anderes zu bringen. (...) Die Erfahrungen, die wir dort sammeln durften und die Freude, die wir dabei hatten. Das sind die Dinge, die zählen.

Ich liebe es.

Cennet Rüzgar

(Zitate aus einem Blog auf der Internetseite www.nachtkritik.de)

Donnerstag, 28.10.2010

Grußwort

Marc Jan Eumann, Staatssekretär im Ministerium für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien des Landes Nordrhein-Westfalen

Ich möchte Sie herzlich zum zweiten Tag des Bundesfachkongresses Interkultur hier in Bochum begrüßen. Es ist wichtig für die nordrhein-westfälische Landesregierung, dass der Fachkongress in diesem Jahr im Herzen des Ruhrgebiets stattfindet und damit das Programm der Europäischen Kulturhauptstadt bereichert.

Bei dem größten der heute parallel stattfindenden Fachforen steht die UNESCO-Konvention zur kulturellen Vielfalt und ihr Bezug zur Entwicklungspolitik im Mittelpunkt. Dieses Fachforum ist der Beitrag meines Hauses. Wir wollen damit einen Anstoß geben, die Bereiche Internationale Kulturpolitik, Interkultur und Entwicklungszusammenarbeit stärker miteinander zu verbinden.

Nach langen und zähen Verhandlungen ist die Konvention vor genau fünf Jahren – Ende Oktober 2005 – in Paris als internationales „Übereinkommen zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen“ der UNESCO beschlossen worden. Deutschland hat die UNESCO-Konvention im Jahr 2007 ratifiziert und sich damit verbindlich zu ihrer Umsetzung verpflichtet.

Der Konvention liegt die wichtige Erkenntnis zugrunde, dass kulturelle Vielfalt nicht nur ein gemeinsames Erbe der Menschheit darstellt und deshalb zum Nutzen aller geachtet und erhalten werden soll. Sie ist auch eine Hauptantriebskraft für die nachhaltige Entwicklung von Gemeinschaften, Völkern und Nationen und damit für den Frieden und die Sicherheit auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene unabdingbar.

Die Konvention hebt ausdrücklich darauf ab, dass kulturelle Vielfalt einen adäquaten gesellschaftli-



Marc Jan Eumann

chen und politischen Rahmen braucht: Demokratie, Toleranz, soziale Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung der Völker und Kulturen sind Voraussetzungen für kulturelle Vielfalt.

Die UNESCO-Konvention steht auf drei Säulen:

Zunächst geht es um das Recht des Einzelnen auf kulturelle Entfaltung. Dazu gehören das Recht auf freie Meinungsäußerung, die Informationsfreiheit und die Freiheit zur künstlerischen Selbstentfaltung.

Kulturelle Vielfalt ist ohne politische Freiheit nicht möglich und wir wissen: Politische Unterdrückung ist häufig mit kultureller Repression verbunden. Die Behinderung der freien Religionsausübung, das Verbot, die Sprache der eigenen ethnischen Gruppe zu sprechen, ein restriktiver Internetzugang oder ein Index verbotener Bücher und Musiktitel – das sind aktuelle Beispiele für die Verschmelzung von politischer und kultureller Repression, die zeigen, dass diese Konvention nicht nur aus kulturpolitischen Gründen wichtig ist, sondern auch ein Instrument für die Verwirklichung einer demokratischen Gesellschaft ist.

Der Zustand der Demokratie ist auch eng mit der Vielfalt der Medien verknüpft. Dabei müssen wir nicht nur auf Entwicklungs- und Schwellenländer schauen. Ich sehe mit Sorge, dass auch in etlichen Ländern Europas die mediale Vielfalt gefährdet ist. Am augenscheinlichsten wird das in Italien.

Die zweite Säule der Konvention ist das Recht aller Staaten auf eine eigenständige Kulturpolitik. Jeder Staat sollte regulatorische und finanzielle Maßnahmen ergreifen dürfen, die darauf abzielen, die Vielfalt der kulturellen Ausdrucksformen auf seinem Staatsgebiet zu schützen. Das klingt selbstverständlich, ist es aber nicht. Zwar schaffen der Prozess der Globalisierung und die damit verbundene rasche Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien nie dagewesene Voraussetzungen für eine bessere Interaktion zwischen den Kulturen. Aber dies bedeutet auch eine Herausforderung für die kulturelle Vielfalt. Es geht nicht zuletzt darum, traditionelle und regionale kulturelle Ausdrucksformen vor einer globalen „Mainstream-Kultur“ zu schützen, die vor keinen Staatsgrenzen haltmacht.

Und damit bin ich bei der dritten Säule – der entwicklungspolitischen Dimension der Konvention. Kultur – so fordert es die Konvention – soll als strategisches Element in die nationale und internationale Entwicklungspolitik sowie in die internationale Entwicklungszusammenarbeit aufgenommen werden.

Ganz ausdrücklich sind die Vertragsstaaten aufgefordert, die Entwicklung einer eigenständigen Kulturpolitik und des Kreativsektors in Entwicklungsländern zu fördern und sich – das ist an uns Industriestaaten adressiert – stärker für die Kultur aus Entwicklungsländern zu öffnen. Eine nachhaltige Entwicklung braucht den regelmäßigen Austausch und die Interaktion zwischen den Kulturen. Der Dialog führt zur gegenseitigen Achtung der Kulturen und damit zu einer weltweiten „Kultur des Friedens“, um einen Schlüsselbegriff der Konvention zu zitieren.

Es gibt viele wichtige Beispiele, die belegen, welche Chancen für Frieden und Völkerverständigung im kulturellen Dialog liegen. Ich will nur zwei herausgreifen: Barenboims „West-Eastern Divan Orchestra“, das Israelis und Palästinenser zusammenführt, und das Theaterprojekt „The Unknown Enemy“ des Internationalen Theaterinstituts (ITI), das Theaterkünstler aus Ländern bilateraler ethnisch-politischer Konflikte – wie Israel, Palästina, Zypern oder Sudan – zu gemeinsamen Theaterprojekten zusammenbringt. Ein Projekt, das übrigens 2002 an Nordrhein-Westfalens internationalem Standort Bonn seinen Anfang nahm.

Der Eindruck, dass die Umsetzung der Konvention in Deutschland etwas mehr Elan und Entschlossenheit gebrauchen könnte, lässt sich nicht ganz von der Hand weisen. Die UNESCO-Konvention ist nicht als Papier für die Schublade gedacht und nicht als Stoff für Sonntagsreden, sondern sie bietet eine Handlungschance für eine entwicklungs- und migrationspolitisch orientierte Kulturpolitik.

Nun ist es natürlich nicht so, dass wir in diesem Bereich bei Null anfangen. Da wir in unseren entwicklungspolitischen Leitlinien festge-

legt haben, unsere Entwicklungszusammenarbeit auf Subsahara-Afrika zu konzentrieren, pflegen wir eine Kooperation mit der afrikanischen Diaspora und sind bemüht, im Rahmen der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit und bei unseren Auslandsprojekten die kulturelle Dimension stärker zu berücksichtigen. Das gilt besonders für die Zusammenarbeit mit unserem Partnerland Ghana und unserer Partnerprovinz Mpumalanga in Südafrika. Auch mit der Provinz Katanga im Südosten der Demokratischen Republik Kongo gibt es einen in den letzten Jahren begonnenen Jugendaustausch mit einer starken kulturellen Komponente.

Im Rahmen des Eine-Welt-Koordinatorenprogramms ist eigens eine Fachstelle „Kultur und Entwicklung“ eingerichtet worden – eine in den Bundesländern einmalige Institution. Auf diese Weise versuchen wir, die Themen Kultur und Entwicklung und die Akteure in diesem Feld behutsam einander näherzubringen.

Nordrhein-Westfalen kann mit einer ganzen Reihe von spannenden Beispielen für die Kulturkooperation mit Entwicklungs- und Schwellenländern aufwarten. Ich will Ihnen einige davon nennen:

- das Tanzhaus NRW in Düsseldorf, das die Tanzszenen Lateinamerikas, Afrikas, Asiens und Osteuropas immer wieder in beeindruckenden Produktionen auf die Bühne bringt,
- das Cactus-Theater in Münster, das seit Jahren Kooperations- und Austauschprojekte für junge Schauspieler mit Kongo und Kenia durchführt,
- das Theater an der Ruhr in Mülheim, das mit seinem Festival „Theaterlandschaften“ jedes Jahr die Theaterwelt Afrikas oder Asiens nach Nordrhein-Westfalen holt,
- oder der Verein Kabawil, der mit seinem Theaterstück „Wer hat Angst vor dem Schwarzen Mann“ 2009 den nordrhein-westfälischen Jugendkulturpreis

erhielt und dessen Cross-Culture-Projekt „Framework“ schon in Ghana, Japan und der Türkei durchgeführt wurde.

Ausdrücklich wird in der UNESCO-Konvention auch die Medienvielfalt als wichtige Voraussetzung für kulturelle Vielfalt erwähnt. Kernaufgabe der Medienpolitik ist es, Rahmenbedingungen für die Vielfalt der Medien zu schaffen. An ihrer Ausgestaltung wollen wir gemeinsam mit den Akteuren arbeiten. Wir verstehen uns als Partner der Branche. Auch hier ein paar Beispiele für die Vielfalt der Medien in Nordrhein-Westfalen und ihren internationalen Bezug:

Internationale Filmschule IFS

Ein Medienstandort, der zukunftsfähig sein will, ist in besonderem Maße auf exzellent ausgebildete Nachwuchskräfte angewiesen. Die Internationale Filmschule ist genau aus dieser Erkenntnis heraus vor zehn Jahren gegründet worden – heute können wir sie als Erfolgsmodell feiern. Es zeigt sich, dass die Einbindung internationaler Akteure ein wesentlicher Bestandteil einer solchen Ausbildung ist. Die jüngste Summer School mit der University of California, der „Triangle-Dialog“ mit der Sam Spiegel Film & Television School Jerusalem und der Andrzej Wajda Master School of Film Directing Warschau sind – wie ich finde – gute Projekte. Sie bieten großartige Chancen für alle Beteiligten.

Eine-Welt-Filmpreis

Seit 2001 vergibt die Landesregierung alle zwei Jahre den Eine-Welt-Filmpreis Nordrhein-Westfalen. Mit diesem Preis werden Filme ausgezeichnet, die die Zuschauer für die Probleme in Ländern des Südens in besonderer Weise sensibilisieren und die zugleich einen Perspektivwechsel ermöglichen, indem sie nicht nur Klischees bedienen.

Wir werden den Eine-Welt-Filmpreis 2011 wieder vergeben und wollen seine Dotierung, die seit zehn Jahren unverändert geblieben ist, auf ein zeitgemäßes Niveau anheben. Vorschläge für den Preis können noch bis zum Februar 2011 eingereicht werden.

Heinz-Kühn-Stiftung

Ein weiteres Beispiel für eine gelungene Kooperation im Bereich Medien und Entwicklungszusammenarbeit ist die Heinz-Kühn-Stiftung des Landes Nordrhein-Westfalen. Heinz Kühn war einer der ersten Landespolitiker, der die Bedeutung der Entwicklungspolitik auch für die Bundesländer erkannt hat. Aber er war nicht nur ein bedeutender Politiker, sondern auch ein exzellenter Journalist. Ganz in seinem Sinne gehört die Aus- und Weiterbildung junger ausländischer Journalisten in Nordrhein-Westfalen zu den Kernaufgaben der nach ihm benannten Stiftung.

FilmInitiativ Köln

Ein erfolgreiches Beispiel der medialen Nord-Süd-Kooperation mit einer bundesweiten Resonanz ist

auch das Festival „Jenseits von Europa – Filme aus Afrika“, das seit 1992 von dem Kölner Verein FilmInitiativ veranstaltet wird. Das 11. Filmfestival mit 55 Filmen aus 22 Ländern Afrikas fand vor wenigen Wochen statt und bot Gelegenheit, mit zahlreichen Filmschaffenden aus Afrika persönlich ins Gespräch zu kommen. Die Besucherzahlen und die positive Preseresonanz bezeugen das starke Interesse am Festivalprogramm. Solche Initiativen sind eine wichtige Brücke zwischen Kultur- und Entwicklungspolitik. Sie bieten – ganz im Sinne der UNESCO-Konvention – Kulturschaffenden aus Entwicklungsländern ein Forum, ihre Werke einem europäischen Publikum vorzustellen und auch einen Zugang zum europäischen Markt zu finden.

Über Kultur und Medien kann man lange reden, aber dies würde den Rahmen einer Begrüßungsrede sprengen. Vor Ihnen liegt heute ein spannendes Programm. Ich hoffe für uns alle, dass dieser Kongress dazu beiträgt, die kulturelle Vielfalt unseres eigenen Landes sichtbar zu machen und dass die Chance genutzt wird, die Umsetzung der UNESCO-Konvention für kulturelle Vielfalt voranzutreiben. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen erfolgreichen und Impulse gebenden Kongressstag.

Vortrag: Interkulturelles Audience Development? – Barrieren, Chancen und Strategien für kulturelle Teilhabe und Vielfalt

Prof. Birgit Mandel, Universität Hildesheim

Ich möchte mit einem kurzen Text der türkischstämmigen Journalistin Mely Kiyak starten. Sie studierte in Leipzig Theaterwissenschaften. Als ihr Vater sie dort besuchen kam, lud sie ihn ins Theater ein. „Wir sahen Büchners ‘Leonce und Lena’ und auf einmal sah ich es: Wir waren an einem Ort gelandet, der so dermaßen anders war als wir, der so sehr auf die Bedürfnisse von anderen zugeschnitten war, dass ich beschloss, mein Studium aufzugeben. Denn der Theaterort war eine Stelle, die so hermetisch abgeriegelt war gegen das Milieu aus dem ich kam, dass ich es erst bemerkte, als mein Vater sich neben mir langweilte. Nicht, weil wir noch nie gemeinsam im Theater gewesen wären. Nicht, dass wir niemals Bücher gelesen hätten. Es war etwas anderes: Das Stück thematisierte den Lebensüberdruß von Leonce. Seine Langeweile, seine Unentschlossenheit, und das alles in einer romantischen Kulisse. Mein Vater war aber mit hundert anderen Kollegen davon

betroffen, dass seine Fabrik schloss, dass er keine Arbeit mehr finden würde und dass er mich nicht angemessen bei meinem Studium unterstützen konnte. Und wir saßen also im Theaterraum und sahen jungen, sorglosen Menschen beim Sich-Langweilen zu. Und überhaupt: Wozu an einen Ort gehen, wo immer nur ‘Leonce und Lena’ gespielt wird, rauf und runter, landauf, landab.“ Die immer gleichen Stücke, die gleichen Regisseure, die gleichen Namen der Intendanten, die zwischen den Theatern hin und her ziehen, und das immer gleiche Publikum. „Meinen Vater findet man dort nicht. Nicht, weil ihn Theater nicht interessiert, sondern weil ihn dieses Theater nicht interessiert.“ (Mely Kiyak 2009)

Dieses Theater scheint nicht nur für Menschen mit türkischer Ursprungsherkunft uninteressant, sondern auch für die große Mehrheit der Herkunftsdeutschen.



Prof. Dr. Birgit Mandel

I. Warum sich Kultureinrichtungen mit dem Thema Migration beschäftigen (sollten)

Ganz offensichtlich hat sich auch im Kultursektor ein Bewusstsein entwickelt, dass mit dem wachsenden Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund der Kulturbetrieb in Deutschland vor Veränderungen steht. Dabei drehen sich die Diskussionen des Kulturbetriebs meiner Beobachtung nach

vor allem um das Problem, dass angesichts des demografischen Wandels das Publikum für die traditionellen Kultureinrichtungen zunehmend schrumpft und diese dadurch möglicherweise in ihrem Bestand bedroht sind.

Aus meiner Sicht kann es jedoch keineswegs vorrangig um Marketingfragen gehen, also: Wie bekommen wir mehr Menschen mit Migrationshintergrund als Besucher in unsere öffentlich finanzierten Kultureinrichtungen? Und wie erhalten wir diese dabei in ihrer jetzigen Form? Unter einer interkulturellen Perspektive stellt sich für den deutschen Kulturbetrieb vielmehr die substantielle Frage, wie der kulturelle Reichtum, den die Mitbürger migrantischer Herkunft in unsere Kultur einbringen, erschlossen werden kann. Welche neuen Kulturformen könnten dadurch entstehen? Und wie kann der kulturelle Kanon unserer Kulturinstitutionen so erweitert werden, dass dieser nicht nur für die kleine Gruppe deutscher (und migrantischer) Bildungsbürger von Interesse ist?

Öffentliche Kulturinstitutionen haben in besonderer Weise die Aufgabe, wenn nicht für alle, so doch im Leben möglichst vieler und vielfältiger Gruppen der Gesellschaft Bedeutung zu haben. Wenn ihnen dies nicht mehr gelingt, steht ihre Legitimität zur Disposition.

Positiv formuliert: Der öffentliche Kultursektor könnte mit den neuen Herausforderungen zugleich auch mehr gesellschaftliche Relevanz erlangen, indem er mit dem Medium „Kunst und Kultur“ eine Brückenfunktion übernimmt für die interkulturelle Verständigung.

Dialogfunktion von Kunst

Kunst hat das Potenzial, Dialoge in besonderer Weise zu eröffnen. Kunst kann über Sprachgrenzen hinweg verbinden, Kunst ist per se mehrdeutig und ergebnisoffen. In der Kunst lassen sich verschiedene Stile verschiedener Kulturkreise zusammenbringen, Kunst ist offen für die unterschiedlichsten Perspektiven auf die Welt. Kunst und

Kultur können auch deswegen besonders geeignet sein, das Zusammenleben verschiedener Kulturen zu fördern, weil sie einen zweckfreien, geschützten und zugleich utopischen Raum schaffen können, weil in künstlerischen Gestaltungsprozessen kulturelle Differenzen und Gemeinsamkeiten deutlich werden, weil auch Widersprüche darin spielerisch verarbeitet werden können. Kunst kann Gemeinschaft stiften.

Diese Dialogfunktion von Kunst könnte sich positiv auch auf andere gesellschaftliche Bereiche auswirken, jedoch nur dann, wenn relativ breite Bevölkerungsanteile, über eine Kunstelite hinaus, damit in Berührung kommen. Kunst und Kultur können also einerseits diese Brückenfunktion haben, andererseits sind sie jedoch auch ein perfektes Medium der Abgrenzung, Ausgrenzung, Distinktion. Und damit komme ich zu den Barrieren der Kulturnutzung von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund.

II. Kulturnutzung von Menschen mit Migrationshintergrund – Ergebnisse der Besucherforschung

Wenn man Strategien für kulturelle Beteiligung entwickeln möchte, bedarf es in einem ersten Schritt der Generierung von Wissen über die kulturellen Interessen und möglichen Barrieren der Menschen, die neu erreicht werden sollen. Was weiß man über das Kulturnutzungsverhalten von Menschen mit Migrationshintergrund? Was weiß man über ihre kulturellen Interessen? Und was weiß man über Nicht-Kulturnutzer insgesamt?

Trotz diverser Studien zur Migration und Integration in Deutschland – häufig mit Fokus auf wirtschaftliche Lage, Bildung und Religion – gibt es bislang keine auf ganz Deutschland bezogene repräsentative empirische Studie zum Thema Kunst/Kultur und Migration. Es liegen jedoch einige erste Ergebnisse aus regionalen und qualitativen Studien vor. (Sinus Sociovision 2007; Interkultur Pro/Kulturabteilung des Ministerpräsidenten NRW 2008; Haberkorn 2008; Zentrum für Kulturforschung Jugendkultur-

barometer 2006/2007; Zentrum für Kulturforschung 2010)

Aus diesen begrenzten empirischen Erkenntnissen lassen sich folgende Hypothesen entwickeln:

1. Kulturelle Nutzung hängt nicht vorwiegend von der ethnischen Herkunft ab, sondern von Bildung, sozialer Lage, Einstellungen und Herkunftsraum.

Menschen mit Migrationshintergrund sind keine soziokulturell homogene Population. Von Sinus Sociovision wurden acht Migrantenfamilien mit sehr unterschiedlichen Lebensweisen und Lebensauffassungen identifiziert. Es kann also nicht unbedingt von der Herkunft der Migranten auf das Milieu geschlossen werden. Faktoren wie ethnische Zugehörigkeit, Religion und Zuwanderungsgeschichte beeinflussen die Alltagskultur, sind jedoch nur bedingt milieuprägend und identitätsstiftend. Kulturelle Nutzung hängt nicht vorwiegend von der Herkunft ab, sondern von Bildung, Einstellungen, sozialer Lage und Herkunftsraum (Großstadt vs. ländliche Region). Es geht also in der Regel gar nicht um ethnische, sondern eher um soziale Differenzen. Bestimmte Migrantengruppen gehören zu den niedrig gebildeten sozial prekären Milieus und von denen ist meistens die Rede.

2. Bei ähnlicher sozialer Lage haben Menschen mit Migrationshintergrund ein ähnliches Kulturinteresse wie diejenigen ohne Migrationshintergrund.

Auch hier sind Bildung und Bildung der Eltern die wichtigsten Parameter für kulturelles Interesse, so zeigte das Jugendkulturbarometer. Ein deutlicher Zusammenhang zwischen Kulturinteresse und Herkunftsland wurde nur an einer Stelle sichtbar: Junge Menschen mit osteuropäischem Migrationshintergrund zeigten sich signifikant häufiger interessiert an klassischer Kultur als deutschstämmige Jugendliche.

3. Migranten sind aufgrund ihrer Erfahrungen zwischen den Kulturen

besonders sensibel für die Wahrnehmung von Kunst und Kultur.

In einer qualitativen Pilotstudie zum Thema Kulturelle Identitäten in Deutschland empfanden die befragten Migranten, allen voran natürlich die befragten Künstler, ihre Migration mehrheitlich als Bereicherung ihrer Persönlichkeit und als Motor für eine differenziertere ästhetische Wahrnehmung. Auch die im Jugendkulturbarometer befragten Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind künstlerisch-kreativ tendenziell aktiver als die deutschstämmigen Jugendlichen. Migration kann kulturelles Interesse also befördern.

4. Migranten wünschen sich ein stärkeres Interesse des Gastlandes an ihrer Herkunftskultur.

In mehreren Studien wünschen sich die Befragten eine stärkere Anerkennung und ein stärkeres Interesse für ihre Herkunftskultur bei der deutschen Bevölkerung, und sie wünschen sich mehr Austausch zwischen den Länder-Kulturen. Deutschstämmige haben sehr wenig Kontakt mit den Kulturen der Herkunftsländer der Migranten, auch das zeigte eine Befragung des Zentrums für Kulturforschung, da diese in Deutschland wenig präsent sind.

5. Obwohl Menschen mit Migrationshintergrund ein ähnliches Interesse an kulturellen Angeboten haben, nutzen sie die öffentlichen Kultureinrichtungen signifikant weniger und sehen darin wenig Bezug zu ihrem Leben.

Stattdessen sind sie häufig in kulturelle Angebote von Migrantenvereinen aus ihren Herkunftsländern involviert. Das öffentliche Kulturangebot wird tendenziell als elitär empfunden. Offensichtlich fühlen sich migrantisch geprägte Bevölkerungsgruppen noch weniger von den Programmen angesprochen als die deutsche Bevölkerung insgesamt, von der jedoch auch nur ein sehr kleiner Anteil die öffentlich finanzierten Kulturangebote regelmäßig nutzt: Man geht von ca. acht Prozent Kernkulturnutzern in Deutschland aus. „Kultur ist wich-

tig, hat aber nichts mit meinem persönlichen Leben zu tun“, so eines der zentralen Ergebnisse einer Bevölkerungsbefragung im Ruhrgebiet, die wir 2009 durchgeführt haben, wobei unter Kultur bei der deutschstämmigen Bevölkerung überwiegend die traditionelle Hochkultur-Kunst verstanden wird (Mandel/Timmerberg 2009). Diese hat zwar ein durchaus positives Image bei allen Gruppen in der Bevölkerung, wie auch andere Studien zeigen, ihr wird jedoch für das eigene, persönliche Leben keine Bedeutung beigemessen.

Bei Menschen mit Migrationshintergrund ist tendenziell ein weiterer Kulturbegriff erkennbar, der auch Lebensweise und Alltagskultur umfasst, anders als die typisch deutsche Engführung auf die sogenannten schönen Künste der Hochkultur. Darauf weisen Ergebnisse des Jugendkulturbarometers sowie eine qualitative Befragung des Instituts für Kulturpolitik von Studierenden aus verschiedenen Ländern hin (Mandel/Institut für Kulturpolitik 2005).

Wenn Menschen mit Migrationshintergrund also nicht per se uninteressierter sind an Kunst und Kultur und auch bei ihnen Kulturinteresse eine Frage von Milieu und Bildung ist, sind die Unterschiede zwischen deutschstämmigen Nicht-Kulturnutzern und migrantischen Nicht-Kulturnutzern möglicherweise gar nicht so groß. Es lohnt also ein Blick auf Erkenntnisse zu den Barrieren von Kulturnutzung insgesamt:

Barrieren der Kulturnutzung allgemein. Ergebnisse qualitativer empirischer Forschungen

Bei allen quantitativen Studien werden als Gründe für die Nicht-Nutzung kultureller Einrichtungen und Angebote an erster Stelle genannt: „zu wenig Geld“ und „zu wenig Zeit“. Erste qualitative Erhebungen dazu (Mandel/Renz 2010) zeigen, dass es darüber hinaus vor allem die Barriere „Bildung“ sowie soziale, subjektive Barrieren sind:

- die Annahme, dass Kunst an-

strengend ist und die Angst, sie nicht zu verstehen;

- die Annahme, dass Kunstrezeption langweilig ist und man dabei keinen Spaß hat; Die Annahme, dass andere Freizeitangebote attraktiver sind;
- die Annahme, dass Kunst nicht zum eigenen Leben und Lebensstil passt, und die Angst, nicht über die richtigen Formen im Umgang mit kulturellen Angeboten zu verfügen; das Problem, dass keiner der Freunde und Bekannten mitgeht;
- schlechte Erfahrungen mit kulturellen Angeboten, vor allem im Rahmen von Schulbesuchen: die Erwartungen an Kunst als etwas Schönes und Interessantes wurden nicht eingelöst;
- die mangelnde Relevanz für das eigene Leben, es gibt keinen Anlass und keinen Grund, kulturelle Angebote zu besuchen.

Aus diesen Ergebnissen der Nicht-Kulturnutzerforschung lässt sich schließen, dass zum einen die soziale und kommunikative Dimension von kulturellen Angeboten mehr Raum einnehmen müsste, dass es vor allem aber darum geht, die Relevanz für die jeweils avisierte Zielgruppe herauszufinden und zu verdeutlichen oder aber überhaupt erst zu schaffen. Das gilt sicherlich genauso für die Nicht-Kulturnutzer mit Migrationshintergrund.

Der typisch deutsche Hochkulturbegriff – orientiert an der deutschen Klassik – sieht Kunst als das Gute, Wahre, Schöne und über alles Erhabene, als der Alltagsphäre entrückt. Er trennt Kunst und Leben und erhebt die Kunstrezeption oftmals zu einem feierlichen kontemplativen, individuell und still erfahrenen Akt. Das ist möglicherweise dem Kunst- und Kulturzugang vieler Menschen nicht zuträglich und vermutlich auch für viele Menschen aus anderen Kulturen irritierend.

III. Vom klassischen zum interkulturellen Audience Development: Strategien und Maßnahmen

Eine aktuelle Erhebung des Zentrums für Audience Development in Berlin (2009) zeigt, dass sich immerhin 50 Prozent der befragten Kulturinstitutionen mit dem Thema Migration befassen. Eine Studie des Zentrums für Kulturforschung, in der 400 öffentliche Kultureinrichtungen zu Bildungsangeboten und Zielgruppenausrichtungen befragt wurden (Zentrum für Kulturforschung 2010), verdeutlicht, dass nur 15 Prozent der Kultureinrichtungen bislang Bildungsangebote haben, die sich auch, wenn gleich nicht ausschließlich, bewusst an die Zielgruppe Migranten richten. Dabei konzentriert sich die Zielgruppenansprache für Migranten zur Zeit auf junge, bildungsferne Gruppen, vor allem über Kooperationen mit Schulen. In einer Befragung unter den 226 Mitgliedsverbänden des Deutschen Kulturrates 2009 zum Thema „Integration und interkulturelle Bildung“ wurde deutlich, dass es nicht die traditionellen, hoch geförderten Kultureinrichtungen sind, sondern vorwiegend die Mitglieder der Sektion Soziokultur, die sich aktiv mit dem Thema befassen (Bäßler 2010).

Die Studien zeigen, dass das Thema Migration und Kulturnutzung in den deutschen Kultureinrichtungen angekommen ist, aber sie sagen noch relativ wenig zum „Wie“. Welche Veränderungen müssten auf den verschiedenen Ebenen stattfinden, um eine Einrichtung interkultureller und vielfältiger zu gestalten? Wie kann ein interkulturelles Audience Development aussehen?

Die Funktion des Audience Development, die in England und den USA Mitte der 90er-Jahre entwickelt wurde, meint die systematische Generierung und Bindung neuen Publikums bzw. neuer Nutzer für kulturelle Angebote. Audience Development zeichnet sich dadurch aus, dass hier Instrumente des Absatzmarketings und der Kulturnutzerforschung mit Instrumenten der Kulturvermittlung und kulturellen Bildung strategisch ver-

bunden werden, häufig unter einer kulturpolitischen Zielsetzung (Mandel 2008). Bezeichnenderweise haben wir in Deutschland keinen eigenen Begriff für diese Funktion, weil das Bemühen um neues Publikum bei uns erst seit sehr kurzer Zeit in den Fokus gerückt ist.

Ansatzpunkte für ein interkulturelles Audience Development. Das Beispiel „Diversity Management“ in Großbritannien

In dem traditionellen Einwanderungsland Großbritannien gibt es bereits seit den 90er-Jahren kulturpolitisch gesteuerte Programme, um Menschen mit Migrationshintergrund als Künstler und Kulturschaffende und als Publikum am kulturellen Leben zu beteiligen. Die verschiedenen Arts Councils haben dafür eine gemeinsame „Agenda for Cultural Diversity“ erstellt, die unter anderem in den „Cultural Diversity Action Plan“ mündete. In einem Land mit einer zentralistischen Kulturpolitik ist es natürlich sehr viel einfacher, solche Programme flächendeckend umzusetzen.

Ziel ist es, den Kulturbereich „repräsentativer für das soziale und kulturelle Leben in Großbritannien zu gestalten“, also die Vielfalt der Gesellschaft auch im Kulturbetrieb widerzuspiegeln. Dabei wird der Begriff der Kulturellen Vielfalt, „Cultural Diversity“, bewusst sehr weit definiert und beschränkt sich nicht auf ethnische Vielfalt, sondern umfasst auch regionale Vielfalt, Geschlecht, Alter, Generation etc. (Arts Council England 2006, S.144).

Zusammenfassend wurden und werden in Großbritannien folgende Maßnahmen durchgeführt:

- politische Lobbyarbeit bei verschiedenen Kulturpolitikern, Verbänden, bei Medien etc., um das Verständnis für die positive Bedeutung kultureller Vielfalt im Kulturbereich zu fördern;
- gezielte Förderung von Künstlern, Ausbildung von Künstlern und Förderung künstlerischer Programme von Kulturschaffenden mit Migrationshintergrund;

- bevorzugte Einstellung von Kulturschaffenden mit Migrationshintergrund in Teams von öffentlich geförderten Kultureinrichtungen;
- Weiterbildung und Coaching von Mitarbeitern in Kultureinrichtungen im Bereich „Managing Cultural Diversity“;
- Förderprogramme für Kooperationsprojekte zwischen Kultureinrichtungen und Migranten-Kulturprojekten sowie sonstigen Migrantenorganisationen;
- Förderung von Kulturprojekten und Marketingaktivitäten, die sich spezifisch um ein neues Publikum aus den Reihen der Migranten bemühen.

Eine zentrale Erkenntnis bei der Evaluation der verschiedenen Programme war: Kultureinrichtungen müssen bereit sein, ihre eigene Unternehmenskultur infrage zu stellen und gegebenenfalls zu verändern. „The only really effective way to change your audience is to first change yourself“, (Arts Council England/Morton 2006).

Aus den verschiedenen Auswertungsberichten der britischen Kultureinrichtungen sowie den bisherigen Auswertungen von Erfahrungsberichten in Deutschland lassen sich zusammenfassend folgende Elemente eines interkulturellen Audience Development ableiten:

- Es kann nicht an Marketing und Vermittlungsabteilungen delegiert werden, sondern muss in der Leitungsebene und der gesamten Unternehmenskultur verankert und von allen als interessante neue Herausforderung empfunden werden.
- Vielfalt muss sich auch in der Personalstruktur widerspiegeln. So zeigte die BMBF Studie etwa, dass Einrichtungen mit Mitarbeitenden mit Migrationshintergrund in leitenden Funktionen auch signifikant mehr Publikum bzw. Nutzer mit Migrationshintergrund haben.
- Notwendig ist es, Wissen über

Nutzer zu haben, die neu erreicht werden sollen. Eine Möglichkeit hierzu bieten Kooperationen mit verschiedensten Institutionen, Vereinen, Nachbarschaften, am besten indem man sie direkt fragt und herausfindet, wo gemeinsame Interessen liegen. Das braucht sehr viel mehr Zeit, als die übliche Arbeit: Diesen Aspekt nannten alle, die bereits interkulturelle Projekte gemacht haben. Es erfordert Mut, sich selbst in neue, fremde Kontexte zu begeben, auch physisch eigene Räumlichkeiten zu verlassen, jenseits der vertrauten kulturellen Milieus und der Arbeitsroutinen.

- Wie bei jedem Audience Development geht es um den Aufbau langfristiger Beziehungen zu neuen Nutzern, die über ein einzelnes Projekt hinausgehen.

Am wichtigsten scheint mir, neue Zielgruppen sowohl auf Künstler wie auf Publikumsebene aktiv in die eigene Arbeit einzubeziehen und mit ihnen gemeinsam neue Inhalte zu entwickeln. „Neue gemeinsame Geschichten entwickeln statt Klassiker abspielen“, so benannten es die Leiter der Neuköllner Oper in einer Veranstaltung des Berliner Kultursenats über Ansätze für die interkulturelle Öffnung von Kultureinrichtungen. Das setzt Neugierde und Interesse an und Wertschätzung von anderen kulturellen Einflüssen voraus. Grundsätzlich, dafür plädiert der Direktor des Museums Neukölln, sollte weniger nach ethnischen Unterschieden, als vielmehr nach gemeinsamen Erfahrungen, Wünschen und Verbindendem geschaut werden, sowohl auf der inhaltlichen wie auf der künstlerischen Ebene.

Was lässt sich daraus für eine Definition von interkulturellem Audience Development festhalten? Traditionelles Audience Development konzentriert sich auf die Generierung von neuem Publikum, indem es nach einem ersten Schritt der Besucherforschung versucht, die potenziellen neuen Zielgruppen mit adäquateren Maßnahmen der Kommunikation, Werbung, Distribu-

tion, Service, Preisgestaltung und Vermittlung zu erreichen. Interkulturelles Audience Development würde darüber hinaus beinhalten, dass Kultureinrichtungen auch ihre Programme, die künstlerischen Inhalte und Ästhetiken und die gesamte Unternehmenskultur im Dialog mit neuem Publikum, neuen Künstlern, neuen Teammitgliedern verändern, kulturell vielfältiger gestalten und damit etwas Neues, Gemeinsames schaffen.

IV. Wandel der Kulturinstitutionen unter interkultureller Perspektive

Mark Terkessides stellt in seiner Publikation „Interkultur“ die These auf, dass die Idee der Integration überholt sei und wir uns vielmehr auf ein neues Konzept von Interkulturalität einlassen müssten, in dem es um die Interaktion zwischen den Kulturen geht und dem, was daraus an Neuem entsteht. Terkessides spricht von „interkultureller Alphabetisierung als Erlernen einer neuen Sprache“ (Terkessides 2010) mit der „Perspektive einer gemeinsamen Veränderung“. Auf der institutionellen Ebene der Kulturinstitutionen gehe es um die Frage, wie sich eine neue Unternehmenskultur etablieren lässt, jenseits der alten Hierarchien und Distinktionen einer Kulturelite.

Der Kultursektor ist in besonderer Weise auf Einflüsse unterschiedlicher Kulturen angewiesen, um vital und relevant zu bleiben und seiner Musealisierung vorzubeugen. Menschen mit Migrationshintergrund ebenso wie Menschen mit deutschem Hintergrund jenseits der bildungsbürgerlichen Kernkulturnutzermilieus können neue Perspektiven in den Kulturbetrieb einbringen, sie haben einen anderen Kulturbegriff, andere Produktions- und andere Rezeptionsweisen, einen anderen Erfahrungshintergrund.

Unterschiedliche kulturelle Ausdrucksformen, von der Popkultur über Volkskultur und Soziokultur bis zur klassischen Kultur als verschieden, aber gleichwertig anzuerkennen, wäre der erste Schritt für Kulturinstitutionen. Sich mit der Realität außerhalb der Kunst-

welt auseinanderzusetzen und sich für den Dialog zwischen verschiedenen Kulturformen zu öffnen und neugierig darauf zu sein, was daraus an Neuem, Gemeinsamem entsteht, wäre der nächste Schritt.

„Die immer gleiche Gruppe von Kulturschaffenden liegt unter einer Wolldecke, flauschig warm und sicher geborgen. Dass es jenseits des gewohnten Publikums potenzielle Zuschauer mit anderen Visionen und Sehnsüchten gibt, kann man nur erfahren, wenn man die Decke hin und wieder lüftet“, so schlägt Mely Kiyak vor. Raus aus den Kunst-Welten, rein in die vielfältige kulturelle Realität – eine nicht einfache Herausforderung, die jedoch, nach meiner Beobachtung, derzeit von vielen Kulturschaffenden in und außerhalb der Kultureinrichtungen in Angriff genommen wird.

Bremsklotz ist, wie immer in Deutschland, unser Bürokratismus in Verwaltung und politischem Überbau. Das heißt, auch von der Kulturpolitik müssen neue Anreize kommen, neue Prioritäten gesetzt werden und Ziele in diese Richtung verbindlich und mit klaren Zeitvorgaben und Budgets formuliert werden. Nicht zuletzt braucht es auch von der Bildungspolitik deutliche Unterstützung. Denn Bildung und Kultur sind aufs Engste miteinander verknüpft, wie alle Studien zur Kulturnutzerforschung zeigen, und kulturelle Bildung ist die wesentliche Voraussetzung, um die Teilhabe am kulturellen Leben potenziell allen Menschen zu ermöglichen. Es braucht also neben einem interkulturellen Audience Development auch eine interkulturelle Kultur- und Bildungspolitik.

Die aktuelle Diskussion zum Thema „kulturelle Vielfalt“, die zurzeit meistens an der Bevölkerungsgruppe der Migranten festgemacht wird, bietet die Chance für eine grundlegende Umgestaltung unserer öffentlichen Kulturlandschaft und unserer Kulturinstitutionen in Richtung stärkerer Relevanz für die verschiedenen Gruppen unserer Gesellschaft.

Fachforum 1

Interkultur und Medien

Die Vermittlung von Bildern und Informationen durch die Medien, ob im fiktiven Bereich oder im Bereich der Berichterstattung, beeinflussen sowohl die Selbst- als auch Fremdbilder innerhalb einer Gesellschaft. Das Fachforum beschäftigte sich vor allem damit, wie die Medien in Deutschland mit der Diversität der Einwanderungsgesellschaft umgehen, welche Bilder und Inhalte sie diesbezüglich vermitteln und welche neuen Formen und Strategien in der Arbeit sie benötigen, um zukunftsfähig zu sein.

Moderation:

Parniean Soufiani

WDR-Büro für Integration und kulturelle Vielfalt, Köln

Beiträge:

Rainer Assion

Leiter der Aus- und Fortbildungsredaktion des WDR, Köln

Marjan Parvand

Redakteurin bei ARD-Aktuell, Vorsitzende „Neue deutsche Medienmacher“ e. V., Hamburg

Erk Simon

WDR Medienforschung, Köln

Martin Wagner und Patricia Vera-Camacho

DiKoM, Agentur für Diversity Management und Interkulturelle Kompetenz e.V., Frankfurt

Journalismus in Deutschland aktuell

Marjan Parvand, Redakteurin bei ARD-Aktuell, Vorsitzende „Neue deutsche Medienmacher“ e. V., Hamburg

Als Auftakt für ihren Vortrag präsentierte Marjan Parvand Schlagzeilen und Bilder zu den in den letzten Wochen kontrovers diskutierten und durch Thilo Sarrazin angeheizten Themen um Integration, Migration und Islam. Dabei wurde deutlich, dass Redaktionen allzu oft in die Falle „Stereotype“ tappen und sich dies in der Berichterstattung niederschlägt.

Marjan Parvand wird im Redaktionsalltag aufgrund ihrer persischen Herkunft oft – und zum Teil ungewollt – zum Regularium für eine kulturreale Berichterstattung bei der Aufbereitung migrationspezifischer Inhalte für das Fernsehen. Um den Rezipienten diese Inhalte möglichst neutral zu präsentieren, werden gesendete Beiträge manches Mal noch am selben Tag kritisch analysiert und finden dann in einer modifizierten Version den Weg zurück ins Programm. Marjan Parvand betonte, dass sie mit ihrem Wunsch nach einer angemessenen und neutralen Berichterstattung nicht alleine

in den Redaktionen steht. Ihre Kolleginnen und Kollegen sind erfreut, dass sie sich kritisch äußert, denn „dieser reflektierte Umgang mit Nachrichten fördert den Qualitätsjournalismus.“ Der Versuch, detaillierter in die gesellschaftlich geführten Debatten einzusteigen, wird in der Redaktion von ARD-Aktuell bestmöglich umgesetzt. Konkret äußern sich die allmählichen Veränderungen in den Nachrichten beispielsweise durch einen bewussteren Einsatz von Bildern: So werden kopftuchtragende Frauen frontal präsentiert, um ihnen ein Gesicht zu geben. Von der bisher gängigen Darstellungsweise – „ein Pulk von Frauen mit Kopftuch in langen Mänteln in Rückansicht“ – verabschieden sich viele Redaktionen peu à peu.

Diskussion

Viele Klischees, wenig Lebenswirklichkeit

Die Diskussionsbeiträge zum Vortrag von Marjan Parvand bestätigten, dass es für eine lebenswirkli-

che und klischeeferne Berichterstattung unbedingt fachkundiger Redakteure bedarf. Es war von der übertriebenen „Heroisierung gelungener Integrationsbeispiele“ die Rede und von „polarisierenden Beiträgen, die sich gut verkaufen lassen“. Ein Teilnehmer kritisierte, dass „Themenfelder vermischt werden, nämlich Religion und Nationalität.“ Angeprangert wurde auch die Verwendung alter Archibilder, denn sie bilden die Lebenswirklichkeit nicht mehr ab. Eine Teilnehmerin bedauerte, dass sich „gute Nachrichten über funktionierende Integration in der Medienlandschaft nicht verkaufen lassen.“

Wie gelungen und diskursiv der Themenbereich Integration/Migration aufgegriffen werden kann, habe die Frankfurter Rundschau unlängst unter Beweis gestellt, meinte eine Teilnehmerin. „Dort wurde die Debatte um die Äußerungen von Thilo Sarrazin nicht nur auf ein Statement konzentriert, sondern die FR hat mit einer Artikelreihe auf die Diskussion rea-

giert.“ Diese Art des Journalismus hole den Leser nicht nur ab, sondern helfe, eingefahrene Denkmuster zu entkräften, neue Gedankenwege einzuschlagen und Anreiz für neue Perspektiven zu geben.

Ein weiterer Kritikpunkt war, dass die Medien bei den Debatten zum Thema Integration vielen Laien oder selbsternannten Experten eine Plattform für ihre Äußerungen bieten. Nicht jeder sollte sich zu solchen Fragen öffentlich äußern, sondern der Platz gebühre Menschen, die Fachkompetenz in diesem Feld mitbringen, so die Meinung zahlreicher Forumsteilnehmenden. Bemängelt wurde also nicht nur die geringe Quote von Redakteurinnen und Redakteuren mit Migrationsgeschichte, sondern ebenso die von den Medien dargebotene Plattform für unzählige unqualifizierte Äußerungen aus Ebenen der Politik und Wirtschaft.

Wünschenswert, so das Forum, ist eine grundsätzliche Analyse der medialen Abbildung der Einwanderungsgesellschaft und ihre Kongruenz mit der Lebenswirklichkeit auf den Straßen unserer Städte, in den Wohnungen, an den Arbeitsplätzen, in den Schulen. Wesentliche Fragestellungen sind zum Beispiel: Nutzen die Medien verstärkt die Ängste und vorherrschenden Bilder der Rezipienten, um zu polarisieren? Werden in den Geschichten die Menschen als Individuum präsentiert oder zu einer homogenen Masse vereinheitlicht? Das Forum nannte hier als besondere Problemfelder: die Reduktion auf ein Minimum an Sprache, die überproportional häufige Verwendung von Symbolen bzw. symbolischen Bildern und die meist unter negativen Vorzeichen erfolgende Thematisierung von Integration und Migration. Bei aller berechtigten Kritik: Es gibt seitens der Medienmacher auch Ansätze, um eine



Marjan Parvand

einseitige Meinungsbildung zu umgehen und den Blickradius zu erweitern. Darauf wies Erk Simon hin. Als Beispiel nannte er den Versuch der Programmgestalter, Migranten vom Kriminalitätsstigma zu befreien, indem sie in diversen TV-Formaten zunehmend Kommissar- und Polizistenrollen übernehmen, etwa im „Tatort“ oder „Alarm für Cobra 11“.

Podiumsdiskussion:

Neue Formen und Strategien in der Arbeit der Medien

Podiumsteilnehmer/innen:
Rainer Assion (WDR)

Marjan Parvand (ARD)
Erk Simon (WDR)

Patricia Vera-Camacho
und **Martin Wagner** (DiKoM)

Schritt für Schritt sind die Veränderungen in der Ausbildung zum Journalistenberuf und in den dort vermittelten Inhalten zu spüren. Wie der WDR Integration und Vielfalt als Thema in der Journalistenausbildung einbindet und gezielt junge Menschen mit Migrationshintergrund fördert, schilderte Rainer Assion anhand verschiedener Beispiele. Der WDR hat außerdem als einziger öffentlich-rechtlicher Sender einen Integrationsbeauftragten und ist auch sonst Vorreiter in der Wahrnehmung der Heterogenität seines Publikums. Seit 2009 findet sich im Programmauftrag des WDR ein Paragraf, der als eine Aufgabe die ausdrückliche Berücksichtigung der kulturellen Vielfalt der im Sendegebiet lebenden Rezipienten nennt. Mit Sendungen zum Thema Integration und Migration will man auch Menschen erreichen, die bisher keinen Kontakt zu Zugewanderten pflegen. Denn die

bildungs- und meinungspolitische Wirkung von Medien in einer medialen Gesellschaft ist nicht von der Hand zu weisen. Die Darstellung funktionierender Beziehungen zwischen Einheimischen und Zugewanderten könnte einen gewinnbringenden Perspektivwechsel bewirken.

Martin Wagner bemängelte, dass es keine oder zumindest kaum Fortbildungen zur interkulturellen Personalpolitik gebe, „damit Diskussionen dieser Art in den Redaktionen stattfinden“ und nicht in den Gazetten oder auf den Bildschirmen. Rainer Assion verwies auf die Bemühungen diverser Redaktionen, die zum Teil explizit Berufsaspiranten mit Migrationsgeschichte fokussieren, und zielgerichtet Stipendien bzw. Ausbildungsplätze ausschreiben. Wäre dann nicht eine Quotenregelung sinnvoll? Nein, meinten die Me-

dienprofis: „Wir brauchen zwar Fachredakteure für die Themen Integration und Interkultur, aber diese Lücke muss nicht per se über Redakteure mit Migrationshintergrund ausgefüllt werden“, sagte Marjan Parvand. Und Rainer Assion befürchtete, „dass dadurch das Arbeitsklima negativ beeinflusst werden könnte.“

Multikulturelle Mediennutzung

Um Integrationsthemen – auch heikle – angemessen darzustellen, bedürfe es einer tabulosen Berichterstattung, ohne überhöhte „political correctness“, notwendig sei aber auch die Veränderung von Rollenmodellen, so die Meinung von Erk Simon. Er hat die Mediennutzung von Migranten und Deutschen untersucht und ist zu einem überraschenden Schluss gekommen: Die Mehrheit der Zugewanderten wird über deutschsprachige

Medien gut erreicht. Zudem lässt sich aus der Studie „Zwischen den Kulturen“ eine hybride Mediennutzung nachweisen. So tendieren Jugendliche aus türkischen Haushalten dazu, mit der Familie türkischsprachige Serien zu konsumieren, andere TV-Formate aber in Deutsch. Daraus ist ein selbstverständlicher Umgang der Jugendlichen zur mehrsprachigen Medienutzung abzuleiten. Im Forum bestand Konsens darüber, dass sich diese selbstverständliche Interkulturalität als Normalität in den Medien und letztendlich in der Wahrnehmung der Gesellschaft niederschlagen sollte.

Journalismus und Migration – ein schwieriger Weg?

„Es könnte lange dauern, bis wir

vermehrt Menschen mit Migrationshintergrund in den Medienberufen haben“, meinte Rainer Assion und verwies auf den langen Weg der Frauen in die Redaktionen, zumal wenn es um Führungspositionen geht. Könnte ein zusätzliches Kriterium „Migrationshintergrund“ bei der Besetzung von Volontariaten oder Stellen ein guter Impuls sein? Hier schieden sich die Geister: „unnötige Überthematierung“ hieß es, aber auch „nützliche Positivdiskriminierung“.

Mit dieser Art von Fragestellungen und dem Image des Journalistenberufs in Migrantenmilieus beschäftigt sich Martin Wagner von DiKoM e.V. Der Pädagoge arbeitet mit seinen Mitarbeitern daran, Medien auf die kulturelle Bereicherung durch Journalisten mit Migra-

tionshintergrund aufmerksam zu machen. Dies geschieht unter anderem durch die Vermittlung von Praktika. „Dabei sollen die mit reichlich Ressourcen und Qualifikationen ausgestatteten jungen Menschen eine Chance bekommen, in den Redaktionen Fuß zu fassen“, so Patricia Vera-Camacho. Ein weiteres Kernelement des langfristig angelegten Projektes ist die Installation eines Mentoringprogramms innerhalb und außerhalb der Redaktionen. Über die Arbeit mit Redakteuren mit und ohne Migrationshintergrund werden Netzwerke geschaffen. Dabei gehe es aber keinesfalls darum, monoethnische Kooperationen aufzubauen, so Martin Wagner. Das Ziel sei vielmehr, dass Redaktionen und ihre Produkte die Heterogenität der Gesellschaft repräsentieren.

Gute Ansätze

- Menschen mit Migrationshintergrund sind nicht unbedingt qua Herkunft geschaffen für die Thematik; erhöhtes Augenmerk auf integrationsaffine Redakteure lenken
- Menschen zu Wort kommen lassen, die es betrifft
- Fachredakteure und Fachreporter mit Kompetenz in diesem Bereich
- Themen von Menschen mit Migrationshintergrund (Lebenswirklichkeit) in die Massenmedien bringen
- Selbstreflexion als grundlegender Bestandteil der Arbeit in den Redaktionen
- Selbstkritik erwünscht: Themen benennen und in den richtigen Kontext einordnen
- Sensibilisierung der Menschen mit Migrationshintergrund durch die Medien
- Sensiblerer Umgang mit Begrifflichkeiten
- Milieu-Ansatz = Erkenntnisse umsetzen
- Selbstverpflichtung
- Hauptamtliche/r Integrationsbeauftragte/r
- Mainstreaming
- Alternativen zum klassischen Weg in die Redaktionen etablieren, Thema überrepräsentieren, übersensibilisieren
- Interkulturelles Audience Development
- Lebenswirklichkeit (ohne Scheu und zu viel „political correctness“) in die Massenmedien hineinragen

Empfehlungen

- Protagonisten und Nebendarsteller sollten Realität abbilden
- mehr Reporter/Journalisten mit Migrationshintergrund in Ausbildung und Anstellung, wobei der Migrationshintergrund nicht allein entscheidend ist
- Gestaltungsspielräume nutzen; Beispiel: positive, funktionierende Beziehungen zwischen Deutschen und Migranten und ihre positiven Auswirkungen abbilden
- eine Annäherung zum „Wir in Deutschland“ als Gegenpol zur Einstellung „Wir hier – die da“
- Integration und Migration als zusammenhängendes Konstrukt aus Bildungs-, Sozial- und Integrationspolitik betrachten und als solches transportieren
- Bildung von Netzwerken
- Schaffung und Umsetzung gesetzlicher Grundlagen
- Budget für gute Auslandskorrespondenz zur Verfügung stellen



Vision 2015/2020

- Verein „Neue deutsche Medienmacher“ löst sich auf; es kehrt eine Selbstverständlichkeit ein
- ethnische und kulturelle Vielfalt wird als Normalität wahrgenommen
- die Ernennung des ersten Intendanten mit Migrationsbiografie beim WDR
- guter Journalismus spiegelt die Lebenswirklichkeit in Deutschland wider

Fachforum 2

Jugend und Berufsperspektive Kultur

Kunst, Kultur und Kreativwirtschaft gehören seit einiger Zeit zu den Wachstumsbranchen und auch beim Thema Bildung und Teilhabe richten sich derzeit viele Erwartungen und Hoffnungen auf sie. Grund genug einmal auf die Ausbildungssituation und den Arbeitsmarkt im Bereich „Kultur“ zu blicken und zu fragen, wie offen dieser für Jugendliche und junge Erwachsene aus Zuwandererfamilien ist. Zentrale Fragestellungen des Forums waren: Was ermutigt und fördert, was behindert den Weg in den Wunschberuf als Künstlerin oder Kulturpädagoge? Mangelt es an Informationen oder fehlen – beispielsweise aufgrund spät erfolgter Einwanderung – formale Qualifikationen? Werden die im Umfeld von diversen Jugendszenen oder Migrationskulturen entwickelten Fähigkeiten und Kompetenzen im etablierten System als bildungs- bzw. ausbildungsrelevant erachtet oder bleiben sie von den Kulturinstitutionen unberücksichtigt?

Moderation:

Stephan Geffers

Team Zukunftswerkstatt, Köln

Beiträge:

Abdelhadi Baaddi

ISH, Amsterdam

Hamdi Berdid

Tänzer/Choreograph, Neuss

Pablo Giese

Parkour im Pott e.V., Herne

Axel Hupertz

DACAPO – Kultur Offensiv,
Bochum

Sibel Karakus

Sozialpädagogin, Theaterpädagogin und Regisseurin, Münster

Barbara Kemmler, Julio Mangué

Eyimi, Nadine Pruszowski

Cactus Junges Theater, Münster

Vladimir Miller

MWM-Music, Düsseldorf

Lisette Reuter

JFC Medienzentrum/
Jugendfilmclub e.V., Köln

Irinell Ruf

academie crearTaT, Hamburg

Alexander Rupprecht

e-port-dortmund und B1st

Software-Factory, Dortmund

Besnik Selimaj und Fabian

Teusch

URBANATIX, Bochum

(Aus)bildungsrelevanz: Zwei Perspektiven auf Kunst, Kultur und Bildung

Irinell Ruf, academie crearTaT, Hamburg

Hamdi Berdid, Tänzer/Choreograph, Neuss

Die Choreographin und Soziologin Irinell Ruf erzählte zunächst von ihren persönlichen Erfahrungen als deutsche Schülerin mit Migrationsbiografie. Als Kind deutscher „Expatriates“ in unterschiedlichen Kulturen vor allem des Maghreb aufgewachsen, erlebte sie nach Rückkehr der Familie nach Deutschland, dass im Schulsystem ihren reichen Erfahrungen mit anderen Kulturen keine Bedeutung beigegeben wurde, sondern im Vordergrund ihre Defizite standen, beispielsweise ein Mangel an heimatkundlichem Wissen. Diese Erfahrung beeinflusst Irinell Ruf heute bei ihrer tanz- und theaterpädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte. Sie greift in ihrer Motiv-

und Stoffwahl auf Elemente aus den Hochkulturen der Herkunftsländer ihrer Schülerinnen und Schüler zurück. Nach ihrer Auffassung sollte das Hochkulturrepertoire der Herkunftsländer auch in der allgemeinen Bildung und in den spezifisch künstlerischen Ausbildungsgängen zum Tragen kommen.

Der HipHop-Tänzer und Choreograf Hamdi Berdid setzte einen anderen Akzent. Wenn heute junge Leute unterschiedlichster Herkunft zusammenkommen, spielen seiner Erfahrung nach die Herkunft nur eine untergeordnete Rolle. Im Vordergrund stehe vielmehr die gemeinsame kulturelle Praxis, in seinem Fall HipHop. Auch Hamdi Berdid berichtete von persönlichen Er-

fahrungen – konkret von seinem Einstieg in die Tanzszene und von der Erkenntnis, dass HipHop es hierzulande noch immer schwer hat, als Kunstform anerkannt zu werden. Mittel für Produktionen ließen sich entsprechend eher über Ressorts und Förderprogramme für „Jugend“, „Integration“ oder auch „Soziokultur“ beantragen, als in den klassischen Förderbereichen für Kunst und Kultur. Sowohl Hamdi Berdid als auch einzelne Personen aus dem Publikum berichteten über Auflagen und Kompromisse, die sich aus der Art solcher nicht auf Kunst und Kultur ausgerichteten finanziellen Förderungen ergeben; sie schränkten die künstlerische Freiheit teilweise erheblich ein.



Teilnehmende des Fachforums 2

Hamdi Berdid riet jungen Nachwuchskünstlern aus nicht etablierten Kunst- und Kulturszenen, kompromisslos auf die Qualität ihrer Arbeit zu setzen und den Einkommenserwerb nötigenfalls auf nicht-künstlerische Berufe zu verlegen. Auch die Möglichkeit einer Vereinsgründung mit Rollenteilung –

Kunst, Marketing, Finanzen – sei eine Möglichkeit. An die Adresse der Kunst- und Kulturinstitutionen und die entsprechenden Ausbildungssysteme richtete sich die Forderung, bei nicht etablierten kulturellen Ausdrucksformen genauer hinzusehen, auf künstlerische Qualität zu setzen und hier

auch dem, was aus Jugend- und Migrationskontexten stammt, die Chance zu geben, ausbildungsrelevant zu werden.

In der Reflexionsphase zwischen diesem und dem nächsten Themenblock erörterten die Forumsteilnehmenden in vier Gruppen das bisher Erfahrene und hielten mögliche weitere Ansatzpunkte für Veränderungen fest. Der Moderator hatte darum gebeten, vor allem Ermutigendes schriftlich zu fixieren. Angesichts der Tatsache, dass unter den Anwesenden niemand aus den Entscheidungsebenen von Politik und Kultur war, wurde jedoch auch Skepsis bezüglich der Umsetzbarkeit von Ideen geäußert. Zweifel bezüglich der Vereinbarkeit von künstlerischer Freiheit und Vermarktung der eigenen Talente kamen ebenfalls noch einmal zur Sprache.

Existenzgründungen im Kulturbereich als Alternative?

Alexander Rupprecht, e-port-dortmund und B1st Software-Factory, Dortmund Vladimir Miller, MWM-Music, Düsseldorf

Alexander Rupprecht, Leiter zweier Existenzgründungszentren in Dortmund – eines davon mit Schwerpunkt „Medien“ –, hatte im Vorfeld des Forums recherchiert, welche Unterstützungsstrukturen es für Gründerinnen und Gründer im Bereich der Kultur- und Kreativwirtschaft gibt. Sein Fazit lautete: Bis auf wenige Ausnahmen sind Anlaufstellen für Existenzgründungsberatungen nicht auf Kunst- und Kulturberufe ausgerichtet. Angehende Gründerinnen und Gründer aus alternativen Kunst- und Kulturszenen sollten dennoch das vorhandene, allgemeine Beratungsangebot nutzen, um das nötige Know-how für eine Existenzgründung zu erwerben. Um erfolgreich zu sein, müssten künstlerisches und un-

ternehmerisches Know-how sich die Waage halten.

Aus dem Beitrag von Alexander Rupprecht leitete das Forum im Wesentlichen zwei Empfehlungen ab: Zum einen sollte schon in der Schule unternehmerisches Wissen vermittelt werden – beispielsweise über Schülerfirmen. Zum anderen wäre es sinnvoll, Anlaufstellen für Existenzgründungsberatung auch mit qualifizierten Ansprechpartnern für junge Gründer aus dem Bereich „Kunst und Kultur“ auszustatten.

Der Musiker und Unternehmer Vladimir Miller berichtete von seinen Erfahrungen als Künstler und Gründer. Er hatte schon früh Musiker werden wollen und in der

ehemaligen Sowjetunion eine entsprechende Ausbildung absolviert. In Deutschland hatte er dann zwar ein Arrangement gefunden, mit dem er von Musik bzw. Musikunterricht leben konnte, dabei jedoch künstlerisch keine Entwicklungsmöglichkeiten für sich gesehen.

Deshalb machte sich Vladimir Miller als Spezialist für Ton- und Lichttechnik selbstständig. Die Existenzgründung nahm zwar zunächst viel Zeit in Anspruch, ermöglicht ihm aber inzwischen, seine eigenen musikalischen Ideen umzusetzen. Vladimir Millers Empfehlung: nach Ideen suchen, die die Vereinbarkeit von künstlerischer Freiheit und Existenzsicherung ermöglichen.

Künstler/in sein? Von Kunst leben? Eine Zwischenbilanz

Sibel Karakus, Sozialpädagogin, Theaterpädagogin und Regisseurin, Münster

Barbara Kemmler, Julio Mangue Eyimi, Nadine Pruszowski, Cactus Junges Theater, Münster

Zur Aufnahme in „klassische“ künstlerische Ausbildungsinstitutionen sind formale Qualifikationen nötig. Wie können „Quereinsteiger“ mit ihrem Talent und Know-how Förderung und Unterstützung für eine künstlerische Berufslaufbahn finden? Um diese Frage ging es im nächsten Themenblock. Barbara Kemmler, Leiterin von Cactus Junges Theater, eröffnete die Diskussion mit einer provokanten Frage an die Adresse von Ausbildungseinrichtungen und Verantwortlichen in Kunst und Kultur: Will man junge Menschen mit künstlerischen Ambitionen auf der Suche nach Förderung ihrer Talente tatsächlich Fernsehformaten wie „Deutschland sucht den Superstar“ überlassen?

Daraus entwickelte sich ein reges Gespräch, bei dem Barbara Kemmler, Sibel Karakus und die beiden Cactus-Ensemblemitglieder Julio Eyimi Mangue und Nadine Pruszowski mit den Anwesenden diskutierten, wo die Grenze zwischen Freizeitgestaltung, Jugendkultur und Kunst zu ziehen ist. Es ging um die Frage, was getan werden müsste, um das offensichtliche Interesse vieler junger Leute an künstlerischer Bildung nicht ins Leere laufen zu lassen. Die beiden Theaterpädagoginnen berichteten über ihre Erfahrungen aus der beruflichen Praxis. Beide betonten, dass es darum gehe, das was junge Leute an Know-how und Fähigkeiten mitbrächten, aufzugreifen, sie dann aber auch mit weiteren Kunstformen bekannt zu machen.

Auch Nadine Pruszowski trat für eine Begegnung der Kunstformen ein, ging dabei aber einen Schritt weiter: Sie plädierte dafür, neue Kunstformen aus dem sogenannten „Underground“ ebenso anzuerkennen und zu fördern wie die etablierten. Barbara Kemmler ergänzte, dass es vor allem darauf ankomme, junge Menschen zu ermutigen, ihre Rolle als Künstlerinnen und Künstler nicht davon abhängig zu machen, ob sie von ihrer Kunst leben können. Bevor es in die Mittagspause ging, gab Julio Eyimi Mangue eine Probe seines Könnens in Sachen „Beatboxing“.

Fremde Terrains beschreiten?

Innovative Formate in Kunst- und Medienproduktionen, neue Fortbildungs- und Vermittlungskonzepte durch Netzwerk-Kooperationen

ISH: Straßen- und Clubkunst trifft Tanz, Film, Video und Bildende Kunst

Abdelhadi Baaddi, ISH, Amsterdam

Abdelhadi Baaddi stellte das Amsterdamer Projekt ISH und hier vor allem dessen Ausbildungskonzept vor. ISH wurde im Jahr 1999 von Marco Gerris gegründet, mit seinerzeit 23 Jahren einer der jüngsten Theaterproduzenten der Niederlande. Seine Idee war, eine Show aus Straßen- und Clubkunst zu kreieren. Akrobatische Stunts, Tänze auf Inlineskates, Breakdance, Videokunst, DJ-Auftritte, Rap, Beatbox, Bildende Kunst und sogar Bungeejumping sollten auf der Bühne mit Elementen aus Popkonzerten, Videoclips, Videospielen, Cartoons und Filmen in einer Produktion zusammengeführt werden.

Dieses Konzept bildet auch nach zahlreichen Erweiterungen und Veränderungen noch die Grundlage von ISH. Dessen Projekte umfassen Theateraufführungen, internationale Projekte, Workshops und Weiterbildung. Ziel der Workshops ist es, jungen Leuten durch Eigenbeteiligung und Einbindung ihrer eigenen Erfahrungen und Fähigkeiten verschiedene Formen der Bühnenkunst näherzubringen. Auch soziale Fähigkeiten sollen in den Workshops entwickelt werden. Ein besonderes Ziel ist die Förderung von Kreativität und Interesse an Kunst.

Interessant für die Teilnehmenden des Forums waren hier vor allem die von Abdelhadi Baaddi vorgestellten Weiterentwicklungen des ISH-Konzeptes wie „MONTE-VERDISH“ – Oper meets breakdance – oder „STORMISH“, eine Adaption des klassischen Shakespeare-Stückes „The Tempest“. Die sich anschließende Frage- und Diskussionsrunde hätte noch sehr viel mehr Zeit benötigt, trotzdem wurden für zukünftige Kooperationen die Grundlagen gelegt und erste Verabredungen getroffen.

URBANATIX und das Gründungsvorhaben „Artistenakademie im Ruhrgebiet“

Pablo Giese, Parkour im Pott e.V., Herne

Axel Hupertz, DACAPO – Kultur Offensiv!, Bochum

Besnik Selimaj und Fabian Teusch, URBANATIX, Bochum

Als nächstes präsentierten Axel Hupertz und Pablo Giese, unterstützt von den Streetartisten Fabian Teusch und Besnik Selimaj, das Projekt URBANATIX. Ähnlich wie ISH hat URBANATIX eine völlig neuartige Form der Unterhaltungskunst geschaffen. Sie bringt rund 40 Streetartisten mit Profikünstlern der modernen Artistenszene und mit szenebekanntem Beatboxern, Musikern und DJs zusammen auf eine Bühne. Alles, was sich in urbanen Räumen an Bewegungskünsten zumeist in Jugendszenen entwickelt hat, ist hier zusammengeführt. Für „UR-

BANATIX – Die Show“ wurden über einen Zeitraum von einem Jahr BMXer, Traceure, Freerunner, Tricker und Breakdancer gecastet und in intensiven Trainingseinheiten auf das Bühnenergebnis vorbereitet.

Als Visionen für die Zeit nach dem Kulturhauptstadtjahr 2010 stellten die URBANATIX-Vertreter den Plan vor, eine Schule für moderne Artistik im Ruhrgebiet zu etablieren. Sie soll langfristig Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Möglichkeit bieten, ihre kreativen Potenziale im Bereich

der Bewegungskünste weiterzuentwickeln und sich darauf aufbauend eventuell auch eine berufliche Perspektive zu schaffen.

Ähnlich wie ISH machte auch URBANATIX zwei Dinge deutlich: Die Begegnung unterschiedlicher kultureller Ausdrucksformen auf Augenhöhe ermöglicht große Bühnenergebnisse. Und: Aus dem Willen zu nachhaltigem Engagement können ganz neue berufliche Perspektiven für junge Kulturschaffende entwickelt werden.

Roots&Routes: für mehr Vielfalt in darstellenden Künsten und Medien

Lisette Reuter, JFC Medienzentrum, Köln

Auch Lisette Reuter stellte ein Projekt vor, das junge Nachwuchskünstler auf dem Weg in Kulturberufe ernst nimmt und unterstützt: Roots&Routes ist ein internationales Netzwerk zur Förderung kultureller Vielfalt und junger Talente. Es wurde unter anderem durch das Bundesprogramm „Vielfalt tut gut“ ausgezeichnet und gefördert. In mehr als zwölf europäischen Ländern unterstützt Roots&Routes Nachwuchsmusiker, -tänzer und -medienmacher mit vielfältigen kulturellen Wurzeln auf ihren Wegen in Künstlerkarrieren, Medienberufe oder Dozententätigkeiten. Sie werden mit etablierten Künstlern und Dozenten zusammengebracht, als Peer-Coaches ausgebildet oder können bei großen Festivals auftreten.

Weitere Angebote sind internationale Austausch- und Begegnungsprogramme, Masterclasses und Sommerakademien sowie gemeinsame CD-, DVD- und Bühnenproduktionen.

Die Breite der kulturellen Einflüsse der Roots&Routes-Teilnehmenden sorgt für immer neue, spannende Stilmixe aus HipHop, Reggae, Funk, African und Oriental Beats, Street Dance, Breakdance, Modern Dance und mehr. Seit Roots&Routes 2001 in Rotterdam gegründet wurde, haben europaweit über 3.000 junge Talente an über 75 Projektphasen teilgenommen, darunter Masterclasses mit Künstlern wie De la Soul, Afrob, Michael Franti und George Clinton.

Besonders interessant für die Anwesenden des Forums war das von der EU und zahlreichen anderen Partnern geförderte Programm „Roots&Routes Peer Coaches“, das sich an junge Kreative aus ganz Europa wendet. Jungen Leuten, die ihr Können in Schulen, Jugendhäusern oder anderen Institutionen weitergeben möchten, werden die dazu nötigen pädagogischen Konzepte vermittelt. An die Phase des eigens entwickelten Peer-Coach-Curriculums schließt sich eine 60-stündige Praxisphase an, in der die Peer Coaches das Erlernte in Begleitung von Profis erproben können. Die Ausbildung schließt mit einer Zertifizierung ab.

Feedback und nächste Schritte

Mit einer kurzen Feedbackrunde endete das Forum. Es hätte – als Zukunftswerkstatt konzipiert – sicher noch mehr Zeit für Austausch und Vertiefung der vorgestellten Ideen gebrauchen können.

Ein Ziel des Forums war es, ein Netzwerk zu initiieren, das über den Bundesfachkongress hinaus innovative berufliche Entwicklungen von und mit jungen Kulturschaffenden unterstützt.

Das scheint in Ansätzen gelungen: Zumindest die Künstler des Forums sind bereits in regem Austausch miteinander, und man darf gespannt sein, was sich daraus entwickelt.

Fachforum 3

Interkultur und Kreativwirtschaft

Menschen mit Migrationshintergrund werden seit einigen Jahren verstärkt in der Kreativwirtschaft als Gründer aktiv. Dabei können die Potenziale aus zwei oder mehreren Kulturen ein Marktvorteil in einer interdependenten Welt sein. Wie wirken sich diese Potenziale aus, etwa in interkulturell gemischten Teams, im Design oder in der Vermarktung von Produkten? Welche Rahmenbedingungen, Beratung und Unterstützung brauchen Kreative in der Gründungsphase? Wo liegen Grenzen und Hemmnisse, mit denen sich Gründer und Gründerinnen mit Migrationshintergrund konfrontiert sehen? Diese Themen wurden aus der Sicht von Wissenschaft, Wirtschaft und Beratungseinrichtungen diskutiert.

Moderation:

Ana Jurisch

Büro für interkulturelle
Moderation, Aachen

Beiträge:

Dr. Katja Adelhof

Humboldt-Universität, Berlin

Alejandra Borja und Jana Taube

Neukoellnimport, Berlin

Sinan Yaman

Yaman Communications, Agentur
für Interkulturelles Marketing,
Bochum

Angela Martin

Transferstelle Technische
Universität Dortmund

Iris Przygodda

Städtische Wirtschaftsförderung
Dortmund

Forschungsprojekt Creative Ethnic Minority Businesses in Berlin

Dr. Katja Adelhof, Humboldt-Universität, Berlin

Zu Beginn des Forums stellte Katja Adelhof ihre Studie „Türkische Selbstständige im Design- und Kreativmarkt“ über Kreative in Berlin vor. Die in den Jahren 2008/2009 durchgeführte Studie basiert auf elf qualitativen Interviews mit türkischstämmigen Menschen der zweiten Generation. Sie ist Teil des Forschungsprojekts „Creative Ethnic Minority Businesses in Berlin“, das sich mit asiatischen und türkischen Unternehmern in der Berliner Kreativwirtschaft befasst.

Grundsätzliche Ausgangspunkte des Projekts sind:

- Das Selbstbild von Menschen mit Migrationshintergrund ist geprägt von einer vielschichtigen Identität und lässt sich nicht konkret definieren. Die Erfahrungen dieser Menschen sind nicht pauschalisierbar und bleiben individuell.
- Menschen mit Migrationshintergrund bilden keine soziokultu-

rell homogene Gruppe. Nicht die Ethnie ist ein Vorfilter für Milieubildung, von Bedeutung sind hier vielmehr ähnliche Wertvorstellungen, Lebensstile und ästhetische Vorlieben.

- Unter Bezugnahme auf die Sinus-Studie zu Migranten-Milieus in Deutschland lässt sich feststellen, dass Kreative mit Migrationshintergrund vorwiegend aus dem intellektuell-kosmopolitischen Milieu und dem multi-kulturellen Performermilieu stammen, die in der Sinus-Studie als „ambitioniert“ bzw. „assimiliert“ charakterisiert werden.

Türken der zweiten Generation sind unzureichend auf dem deutschen Arbeitsmarkt integriert. In den letzten Jahren ist für diese Gruppe jedoch eine hohe Dynamik bei der Gründung neuer Unternehmen zu erkennen. Es ist anzunehmen, dass diese Tendenz zunehmend auch zu Gründungen in nachhaltigen und zukunftsreichen Branchen wie der Kreativwirtschaft führt.

Untersucht wurde in der Studie daher, welchen Einfluss der Migrationshintergrund für den Zugang zur und das Arbeiten in der Kreativwirtschaft besitzt. Thematische Schwerpunkte bei den Interviews waren: Milieuzugehörigkeit, Gründungsmotive, berufliche Qualifikation, institutionelle und finanzielle Ressourcen sowie Arbeitsweise und der Standort der Kreativen.

Bei den Interviews wurde als typisches Gründungsmotiv nicht Arbeitslosigkeit genannt, sondern der Wunsch, in der Kreativwirtschaft zu arbeiten. Der Zugang zu institutionellen und finanziellen Ressourcen war bei den Befragten hoch, außerdem waren oft nicht nur kreative Qualifikationen vorhanden, sondern auch Schlüsselqualifikationen durch zusätzliche Ausbildungen (mit kaufmännischer oder juristischer Ausrichtung).

Die Ergebnisse der Studie zeigen deutlich, dass der Migrationshintergrund einen Einfluss auf das wirtschaftliche Handeln in der

Kreativwirtschaft besitzt. Dies bezieht sich insbesondere auf die Arbeitsweise und auf die Standortwahl. So konnte eine „transkulturelle“ Arbeitsweise als spezifisches Merkmal identifiziert werden. Zum Beispiel wird teilweise mit Produkten aus der Türkei gearbeitet bzw. gehandelt oder man lässt in der Türkei produzieren. Die Kundschaft hingegen ist kaum türkisch, sondern sehr international. Ein weiteres spezifisches Merkmal ist das Agieren in „kreativen translokalen Räumen“. Die meisten der befragten Kreativen haben ihren Arbeits- und Lebensmittelpunkt in Stadtvierteln mit ei-

nem hohen Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund. Die ökonomischen Aktivitäten finden oft in Berlin und Istanbul statt, der Wechsel zwischen den Standorten gilt als normaler Prozess.

Als Fazit der Studie nannte Katja Adelhof die folgenden Punkte:

- Der Zugang der Befragten zum Design- und Kunstmarkt wird aufgrund des Migrationshintergrundes nicht erschwert.
- Der Migrationshintergrund bietet im Design- und Kunstmarkt neue Chancen.
- Es sind spezifische Merkmale von türkischen/türkischstämmigen Selbstständigen im Design- und Kunstmarkt vorhanden.
- Die strukturelle Veränderung der städtischen Ökonomie wird durch Migrantinnen und Migranten, die in der Kreativwirtschaft tätig sind, in Teilen mitgetragen.
- Ein zunehmendes politisches und öffentliches Interesse an türkischen Selbstständigen und an ihrer ökonomischen Vielfalt erleichtert ihnen den Zugang zum Design- und Kunstmarkt.

Neukoellimport – Internationale Kunst-Plattform

Alejandra Borja und Jana Taube, Neukoellimport, Berlin

Der Beitrag der beiden jungen Unternehmerinnen Alejandra Borja und Jana Taube basiert auf ihren eigenen Erfahrungen als Künstlerinnen sowie auf Analysen und Ergebnissen aus der Arbeit mit internationalen Künstlern und vielfältigen sozialen und kulturellen Gruppen in Berlin.

Berlin ist von jeher ein Anziehungspunkt für Kunst- und Kulturschaffende. Gerade in den letzten Jahren ist die Stadt zum Wohn- und Arbeitsort vieler internationaler Künstler und Künstlerinnen geworden. Mit ihrer Arbeit prägen sie den lokalen urbanen Raum entscheidend mit und leisten einen wichtigen Beitrag zu interkultureller Kommunikation auch jenseits von gesprochener Sprache. Bisher gibt es jedoch kaum fundierte Kenntnisse über die realen Lebens- und Arbeitsbedingungen von internationalen Künstlern in Berlin und in Deutschland. Auch die Bedeutung und die Potenziale ihrer Arbeit finden bisher weder ausreichend Beachtung noch Unterstützung. In letzter Zeit wird versucht, die Arbeit von internationalen Kunst- und Kulturschaffenden als eine Art von „ethnic business“ zu beschreiben. Konzepte wie ethnische Zugehörigkeit, Migrant oder Künstler mit Mi-

grationshintergrund erweisen sich jedoch oft als nicht adäquat, von den Künstlern selbst werden sie eher als reduzierend oder sogar stigmatisierend empfunden.

Um internationalen Künstlern, die in Berlin-Neukölln leben und/oder arbeiten, bessere Arbeits- und Vermarktungsmöglichkeiten zu verschaffen, starteten Alejandra Borja und Jana Taube im Jahr 2009 das Projekt „Neukoellimport“. Es unterstützt insbesondere interkulturelle und interdisziplinäre Arbeitsweisen. Kernstück des Projekts ist eine Internetplattform (www.neukoellimport.de). Sie bietet Kunstschaffenden Raum, um sich selbst und ihre künstlerische Arbeit kurz zu präsentieren und sich zu vernetzen. Die Plattform bündelt außerdem Informationen rund um Kunst, Festivals, Veranstaltungen und Workshops, zu Förderungen, Bewerbungsfristen, Ausstellungsmöglichkeiten und Atelierräumen. Zurzeit beteiligen sich mehr als 70 Künstler an Neukoellimport. Neben der Internetplattform bietet das Projekt Beratung und Unterstützung, etwa zu Projektfundings, Arbeitskooperationen oder Ausstellungsorganisation. Ein weiteres Angebot sind Workshops. Hierfür wird gemeinsam mit den

Künstlern überlegt, wo zusätzliche Qualifikationen und Unterstützung nötig sind. Nach den Erfahrungen von Alejandra Borja und Jana Taube stellen vor allem unzureichende Sprachkenntnisse und fehlende Zusatzqualifikationen ein Hindernis dar. So sind im Umgang mit Behörden, Galerien oder potenziellen Kunden, aber auch bei alltäglichen Kleinigkeiten wie Abrechnungen, gute Deutschkenntnisse unabdingbar. Zusatzqualifikationen sieht Jana Taube vorwiegend im wirtschaftlichen Bereich als wichtig an, da die Künstler oftmals auf Sponsoring und Fundraising angewiesen sind und mehr Vermarktungskompetenz brauchen.

Auf die Frage einer Kongressteilnehmerin nach dem Einfluss des Migrationshintergrundes auf die Künstler von Neukoellimport, antwortete Jana Taube, dass dieser zwar manchmal in den Arbeiten der Künstler thematisiert werde, grundsätzlich jedoch zweitrangig sei, da die Vielfältigkeit, die verschiedene Menschen in das Netzwerk bringen, im Vordergrund stehe.

Yaman Communications – Agentur für Interkulturelles Marketing

Sinan Yaman, Yaman Communications, Bochum

Sinan Yaman gründete im Jahr 2007 die Agentur Yaman Communications. Zentrale Arbeitsfelder sind die Bereiche Kultur, Bildung und Sport. Die Agentur entwickelt Konzepte und Projekte, vor allem für öffentliche Einrichtungen. Sie hat sich auf den Bereich interkulturelles Marketing und Management spezialisiert, denn dieser Ansatz entspricht den Ansprüchen und Herausforderungen einer durch Heterogenität und Vielfalt geprägten Gesellschaft. Es gibt bis heute nur wenige Agenturen, die Interkulturelles Marketing (IM) praktizieren. Aber allmählich wird der Begriff „Interkultur“ in der Kreativwirtschaft selbstverständlicher verwendet, teilweise allerdings auch inflationär. IM hat sich zum Trend entwickelt und ermöglicht Kreativen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte, sich inhaltlich und fachlich einzubringen.

Interkulturelles Marketing greift die interkulturelle Lebensrealität auf, die nicht nur für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte existiert, sondern inzwischen für die deutsche Gesellschaft allgemein. Beim IM-Ansatz werden alle klassischen Instrumente des Marketings ver-

wendet, allerdings mit einer interkulturell sensiblen Ausrichtung auf Bedürfnisse, Interessen, Rezeptions- und Konsumverhalten. Erfolgreiche interkulturelle Konzepte zu Ansprache, Management und Marketing erfordern neben der Beachtung von kulturellen Unterschieden vor allem das Aufspüren von Gemeinsamkeiten.

Für Menschen, die im Interkulturellen Marketing arbeiten, kann es ein Vorteil sein, wenn sie selber einen Migrationshintergrund haben. Mangelnde Kenntnisse der Mentalität, der Kultur, der Sitten und Bräuche können zum Beispiel zum Scheitern einer Werbekampagne führen. Unter anderem müssen bestimmte (religiöse) Symbole und Zeichen bei der Wirkung einer Kampagne in Betracht gezogen werden. Kreative mit Migrationshintergrund können hier ihre Doppelqualifikation des „Zuhause-Seins“ in zwei Kulturen gezielt einsetzen.

Aber sie sind – wie alle Kreativen mit Zuwanderungsgeschichte – in erster Linie Kreative, die ihrer Profession nachgehen möchten. Sie verfügen häufig über zusätzliche Ressourcen, zum Beispiel interna-



Sinan Yaman

tionale Erfahrung, Bilingualität oder interkulturelle Kompetenz. Aber nicht jeder Kreative mit Zuwanderungsgeschichte möchte oder kann ein Experte für interkulturelle Fragen sein. Über dieses spezielle Rollenverständnis entscheidet jeder selbst und diese Freiheit ist wichtig, damit Kreative mit Zuwanderungsgeschichte sich nicht bevormundet und eingegrenzt fühlen. Andererseits müssen bestimmte interkulturelle Ressourcen auch erst entdeckt und nutzbar gemacht werden. In diesem Zusammenhang sind Fortbildungsangebote für Kreative mit und ohne Zuwanderungsgeschichte, auf allen Ebenen des Themenfelds Interkultur, von großer Bedeutung.

kultur.unternehmen.dortmund

Angela Martin, Transferstelle Technische Universität Dortmund

Angela Martin stellte das Projekt kultur.unternehmen.dortmund vor, das drei Jahre lang (angehende) Existenzgründerinnen und -gründer aus den Dortmunder Hochschulen (Technische Universität und Fachhochschule) begleitet und im Gründungsprozess unterstützt hat. Dazu gehörten spezielle Weiterbildungsangebote, Gründungsberater an den Hochschulen und die von der Wirtschaftsförderung der Stadt Dortmund organisierte „Gründungswerkstatt Kreativwirtschaft“. An den drei Werkstatttrunden von 2008 bis 2010 nahmen 80 Teil-

nehmerinnen und Teilnehmer mit 34 Projekten teil. Das Projekt entstand auf Initiative des Netzwerks G-DUR (Gründungen aus der Wissenschaft in Dortmund und Region) und wurde mit Mitteln des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie und des Europäischen Strukturfonds unterstützt.

Als Ausgangspunkt des Projekts beschrieb Angela Martin, dass sich viele potenzielle Gründer als Künstler oder Kreative selbstständig machen wollten, nach ihrem Hochschulabschluss jedoch über

nicht ausreichend Kompetenzen in allen nötigen Bereichen verfügten. Zwar sei die kreative Qualifikation der zukünftigen Gründer oft sehr hoch, sie wüssten jedoch kaum etwas über Marketing, Kostenrechnung und ähnliche Themen.

In der Gründungswerkstatt konnten Interessierte ihre Ideen mit der Unterstützung von Unternehmensberatern in Einzel- und Gruppensitzungen weiterentwickeln. Begleitet wurde das Angebot durch Expertenvorträge und Workshops. Nach drei Monaten mussten die

Teilnehmer ihre fertigen Konzepte vor einer Jury präsentieren, die besten Konzepte wurden ausgezeichnet. Außerdem boten die Technologiezentren der Region (Dortmund, Hamm, Kamen, Lünen und Unna) und das Dortmunder Depot (Zentrum für Kunst, Kultur und Kreativwirtschaft) „Starterbüros“ an. Hier können Gründungsinteressierte ihre Ideen drei Monate lang in einem professionellen Umfeld ausprobieren, ohne Miete zu bezahlen; drei weitere Monate bekom-

men die Starterbüro-Nutzer vergünstigte Mietbedingungen. Erweist sich die Unternehmensidee in dieser Testphase als tragfähig, können sie reguläre Mieter der Büros werden und ihr Geschäft vorantreiben. Bis zum Herbst 2010 haben 22 Gründungsteams dieses Angebot genutzt. Im Rahmen des Projekts wurde außerdem eine „Förderfibel Kreativwirtschaft“ erarbeitet, die als Wegweiser im Finanzierungs- und Förderdschungel dienen soll. Auch nach Ablauf der Pro-

jektförderung (Oktober 2010) werden die wichtigsten Bausteine aus eigener Kraft aufrechterhalten, etwa die Starterbüros und Seminarangebote.

Nach Erfahrung von Angela Martin sind wirtschaftliche Basiskenntnisse auch in der Kreativwirtschaft unabdingbar, eine gezielte Förderung durch entsprechende Workshops und Seminare sei deshalb besonders wichtig.

Diskussion:

Podiumsteilnehmer/innen:

Angela Martin (TU Dortmund)

Iris Przygodda (Städtische Wirtschaftsförderung Dortmund)

Jana Taube (Neukoellnimport)

Sinan Yaman (Yaman Communications)

Haben es Gründer mit Migrationshintergrund besonders schwer?

Hierzu gab es unterschiedliche Einschätzungen. Sinan Yaman sah das Misstrauen und die Vorurteile gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund als ein großes Hindernis. Angela Martin bestätigte dies, war jedoch der Ansicht, dass sich durch die vielfältigen Kontakte und eventuelle Produktionsmöglichkeiten im Ausland Vorteile ergeben. Iris Przygodda sah in dem bei Zugewanderten oft sehr gut funktionierenden sozialen Netzwerk von Bekannten, Familie und Freunden einen großen Vorteil. Sie fügte hinzu, dass vor allem Gründerinnen mit Migrationshintergrund oftmals ein großes Durchhaltevermögen besitzen.

Notwendige Qualifikationen und Unterstützungsangebote waren ein weiteres Thema der Diskussion.

Iris Przygodda und Jana Taube betonten, dass gute Sprachkenntnisse wichtig seien und deshalb, wenn es die Branche oder der Markt erfordert, eine Sprachförderung nötig sei. Angela Martin war der Meinung, dass Basiskenntnisse im unternehmerischen Denken

für Kreative erforderlich seien. Dies müsse durch entsprechende Qualifizierungen gefördert werden, wichtig sei außerdem gezielte Beratung. Auch Jana Taube sprach sich für Anlaufstellen mit persönlichen Ansprechpersonen aus. Neben Sprachkenntnissen fehle vielen zugewanderten Kreativen auch Wissen über die einheimische Kultur. Außerdem bestehe ein großer Bedarf an Räumlichkeiten. Hier seien Starterbüros und Zwischennutzungs-Agenturen nötig, die den Kreativen Unterstützung bieten. Sinan Yaman beschrieb es als einen Vorteil der Kreativwirtschaft, dass es möglich sei, sich auch ohne Studienabschluss oder andere formelle Qualifikationen selbstständig zu machen.

Im weiteren Verlauf wurde über die Bedeutung von Netzwerken diskutiert.

Jana Taube meinte, dass in Berlin systematische Vernetzungen von Kunstschaffenden mit Migrationshintergrund noch in der Anfangsphase stecken. Iris Przygodda berichtete, dass in Dortmund einige stadtteilbezogene Netzwerke existieren, die von der Wirtschaftsförderung der Stadt Dortmund Unterstützung bekommen. Eine

Forumsteilnehmerin fragte, inwieweit Netzwerke zur Lobbyarbeit genutzt würden und wie groß ihr Nutzen wirklich sei. Katja Adelhof schätzte den persönlichen Nutzen aus den Netzwerken als entscheidend ein. Nach ihrer Erfahrung verfügen Kreative mit Migrationshintergrund meist über ein großes informelles Netzwerk, das für ihr konkretes Anliegen genutzt werden kann. Ein weiterer wichtiger Aspekt der Netzwerke ist für Katja Adelhof ihre Funktion als „Brückenbauer“. So werde das Anliegen von Migranten in der Kreativwirtschaft nach außen getragen und ihre Bedürfnisse und Schwierigkeiten öffentlich gemacht. Angela Martin bestätigte aus ihrer Erfahrung, dass viele Gründer Netzwerke aufbauen und von Austausch und Zusammenarbeit profitieren.

Bezüglich der Persönlichkeitsprofile kam das Forum zu der Feststellung, dass Kreative mit Migrationshintergrund vorwiegend aus liberalen, eher gut situierten Milieus stammen.

Meist handelt es sich um Frauen, die sich nur geringen Zugangsbarrieren gegenübersehen. Auffallend ist, dass Kreative mit Zuwanderungsgeschichte klare Karrierevor-

stellungen, große Durchsetzungsfähigkeit und Flexibilität und einen ausgeprägten Aufstiegswillen vorweisen. Sie besitzen neben ihrer kreativen auch eine interkulturelle Kompetenz, die ihnen zusätzliche

Möglichkeiten eröffnet, zum Beispiel ein „Insider-Wissen“ über das Rezeptions- und Konsumentenverhalten unterschiedlicher kultureller Gruppen. Als weitere typische Strategien sind vielfach eine

Nischensuche sowie eine zukunftsorientierte Arbeitsweise mit transkulturellen und transdisziplinären Ansätzen zu erkennen.

Empfehlungen und Visionen

Zum Abschluss des Fachforums erarbeiteten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Empfehlungen sowie Visionen, die eine interkulturelle Öffnung durch gezielte Förderung der Kreativwirtschaft bewirken könnten.

Ein wichtiger Schritt zur Förderung der Kreativen wäre der Abbau von Bürokratie, da sie den Gründungsprozess erheblich erschwert, zumal wenn sprachliche Barrieren hinzukommen. Als wich-

tig angesehen wird außerdem die Unterstützung durch „Gründungs-lotsen“, die Kreative im Gründungsprozess unterstützen und begleiten. Das Projekt kultur.unternehmen.dortmund dient hier als Modellbeispiel. Gebraucht werden Ansprechpartner und (Internet-)Plattformen, die es den Kreativen ermöglichen, systematisch und ohne großen Aufwand an Unterstützung und Informationen zu gelangen. In finanzieller Hinsicht sollten Mikrokredi-

te angeboten werden, um die ersten Schritte zur Unternehmensgründung zu erleichtern.

Zur Förderung der Kreativbranche ist außerdem ein Qualifizierungsangebot notwendig, das zusätzliche Kompetenzen, etwa betriebswirtschaftliche Kenntnisse, vermittelt. Nicht zuletzt sollten die Schnittstellen zwischen Institutionen und Freien, zum Beispiel Theater und Medien, effektiver genutzt werden.



Teilnehmende des Fachforums 3

Visionen 2015/2020

Keine Diskriminierung von Kreativen/Unternehmern mit Migrationshintergrund

Entspannung in der Migrations- und Integrationsfrage

Mehr interkulturelle Kompetenz

Interkulturelle Qualifizierungsmaßnahmen für „Ureinwohner“

Netzwerke zwischen Unternehmen, Institutionen und Freien

Daten, Fakten, Forschung



Fachforum 4

Kultur und Entwicklung

Das Forum beschäftigte sich mit dem UNESCO-Übereinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen und die daraus resultierenden Handlungschancen für eine entwicklungspolitisch orientierte Kulturpolitik. Zentrale Fragestellungen des Forums waren: Welche Rolle spielt das Übereinkommen in kulturpolitischen Entscheidungen, und was wurde seit der Ratifizierung umgesetzt? Welchen Stellenwert hat die völkerrechtlich verbindliche Konvention in der Entwicklungszusammenarbeit und in der auswärtigen Kulturpolitik des Bundes, welchen in der Kulturarbeit der Länder? Brauchen wir neue Rahmenbedingungen für interkulturelle Kulturförderung?

Moderation:

Farah Lenser
freie Journalistin, Berlin

Beiträge:

Prof. Dr. Max Fuchs
Direktor der Akademie Remscheid

Imke Grimmer
Projektreferentin „Kultur und Entwicklung“, Goethe Institut, München

Rolf C. Hemke
Verwaltungsleiter, Marketing/Öffentlichkeitsarbeit, Theater an der Ruhr, Mülheim

Barbara Kemmler
Künstlerische Leiterin, „Cactus Junges Theater“, Münster

Adetoun Küppers-Adebisi

Geschäftsführerin, AFROTAK TV
cyberNomads, Berlin

Karl Rössel
FilmInitiativ Köln e.V.

Podiumsdiskussion:

Birgit Ellinghaus
Direktorin von alba Kultur, Köln

Dr. Christian Esch
Direktor des NRW Kultursekretariats, Wuppertal

Ute Jarchow
Bereich „Kultur und Entwicklung“, Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (gtz), Berlin

Ronald Münch
Referat „Multilaterale Kultur- und

Medienbeziehungen, Kulturprogramme“, Auswärtiges Amt, Berlin

Dr. Werner von Trützschler
Leiter der Abteilung EU- und internationale Angelegenheiten, Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Thüringen, Erfurt

Resümee:

Christine M. Merkel
Leiterin des Fachbereichs „Kultur, Memory of the World“, Deutsche UNESCO-Kommission, Bonn

Dr. Frank Raddatz
Journalist, Redaktionsleitung „Theater der Zeit“

Vom Konzept zur Praxis – Mit der UNESCO-Konvention kulturelle Vielfalt stärken

Prof. Dr. Max Fuchs, Direktor der Akademie Remscheid

Im Jahr 2005 wurde die UNESCO-Konvention über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen verabschiedet. Deutschland ratifizierte die Konvention am 12. März 2007, wenige Tage später, am 18. März, trat sie in Kraft. Mit der Konvention wurde eine völkerrechtlich verbindliche Grundlage für das Recht aller Staaten auf eine eigenständige Kulturpolitik geschaffen. Das Übereinkommen unterstreicht die öffentliche Verantwortung für günstige Entwicklungsbedingungen. Die Erhaltung kultureller Vielfalt soll durch ein Zusammenwirken von Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft gesichert werden. Mit der Konvention haben nationale Kulturpolitiken und öffentliche Kulturförderungen gegenüber wettbe-

werbsrechtlichen Einschränkungen eine neue Legitimität erhalten und können mit internationalen Handelsabkommen in Einklang gebracht werden. Als Kernstück des Übereinkommens wird das Recht eines jeden Staates gesehen, regulatorische und finanzielle Maßnahmen zu ergreifen, die darauf abzielen, die Vielfalt der kulturellen Ausdrucksformen auf seinem Staatsgebiet zu schützen (vgl. Artikel 6 der Konvention).

Der in der Konvention verwendete Kulturbegriff wurde 1982 in Mexiko bei der zweiten „Weltkonferenz über Kulturpolitik“ der UNESCO geprägt. In der dort verabschiedeten Erklärung wird Kultur beschrieben „als Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuel-

len und emotionalen Aspekte, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertesysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen.“

Die UNESCO-Konvention zur kulturellen Vielfalt folgt also einem dynamischen und pluralistischen Kulturbegriff, der alle Facetten des Lebens einbezieht und die drei Bereiche Kulturpolitik, Entwicklungspolitik und Nachhaltigkeit umfasst. Bereits für die Weltdekade 1988 bis 1997 wurde von der UNO die Thematik „Kultur und Entwicklung“ zum Schwerpunkt gemacht. Im Stockholmer Aktionsplan (1998) ist beschrieben, dass nachhaltige

Entwicklung und kulturelle Entfaltung voneinander abhängig sind, in Bezug auf das Individuum, die Institutionen und den Staat. So sind die Unterzeichner der Konvention aufgefordert, Kultur auf allen Ebenen in ihre Entwicklungspolitik zu integrieren und Voraussetzungen zu schaffen, die der nachhaltigen Entwicklung dienen (vgl. Artikel 13 der Konvention). Neben Programmen der Sensibilisierung für die kulturelle Vielfalt dienen seit 1998 die Weltkulturberichte als Instrument, um die Themen zu verankern. Das Schwerpunktthema der derzeitigen Weltdekade von 2005 bis 2014 ist „Bildung für nachhaltige Entwicklung“.

Nach Einschätzung von Max Fuchs ist es wichtig, dass Kulturpolitiker besser darüber informiert sind, was in der Entwicklungszusammenarbeit geschieht. Nur dann können sie – wie in der Konvention gefordert – entwicklungspolitische Aspekte in ihre Arbeitsleitlinien integrieren. Zum Beispiel gibt der Human Development Index interessante Hinweise in Bezug auf kulturelle Indikatoren, Lebenserwartung und Bildung. Auch die Weltentwicklungsberichte sind aufschlussreich für die Entwicklung und Umsetzung von Programmen zur Stärkung der kulturellen Viel-

falt. Ebenfalls relevant ist der Bericht des United Nations Development Programme (UNDP) von 2004: Dort wird betont, dass ein Leitbild für eine multikulturelle Demokratie entwickelt werden sollte.

Obwohl die UNESCO-Konvention seit mehr als drei Jahren gültig ist, kommt ihre Umsetzung nur zögerlich voran. Eine Problematik resultiert laut Max Fuchs aus der Diskrepanz zwischen Kulturpolitik und Wirtschaftspolitik. Letztere setzt darauf, durch internationale Handels- und Dienstleistungsabkommen den freien Marktaustausch von Gütern zu regeln. Kultur wird hier als ein normales Handelsgut begriffen, das nicht durch staatliche Subventionen besonders geschützt oder gefördert werden darf. Solche Subventionen oder andere Vergünstigungen zu verteidigen, ist aber eine wichtige Aufgabe der UNESCO-Konvention – vor allem im Zusammenhang mit der Weiterentwicklung des internationalen Dienstleistungsabkommens General Agreement on Trade in Services (GATS).

Am Ende seines Vortrags gab Max Fuchs einen Überblick zu den wichtigsten Aspekten bei der Umsetzung der UNESCO-Konvention. Dabei wies er besonders auf die fol-

genden Fragestellungen hin: Spielt die Konvention im Alltag der Kulturpolitik eine Rolle? Was bedeutet es, wenn beispielsweise ein Theater geschlossen wird, wird die Konvention damit verletzt? Wie kann der Schutz der kulturellen Vielfalt zu einer neuen Leitlinie in allen internationalen (Handels-) Abkommen werden? Wer definiert im Hinblick auf den Nord-Süd-Austausch, was Vielfalt ist? Wie kontrolliert man die Umsetzung durch den Staat, wie die Art und Weise, wie er die zur Verfügung stehenden Instrumente einsetzt?

Im Jahr 2012 müssen die Unterzeichner-Staaten einen Bericht zur bisherigen Umsetzung der Konvention vorlegen (vgl. Artikel 9 der Konvention). Handlungsempfehlungen zur Umsetzung in Deutschland enthält das 2009 von der Deutschen UNESCO-Kommission veröffentlichte Weißbuch „Kulturelle Vielfalt gestalten“. Aber die Frage bleibt: Wie kann die Konvention im gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Leben Gestalt annehmen? Hier ist neben der Politik ausdrücklich auch die Zivilgesellschaft gefragt.

Runde Tische

Nach dem Vortrag von Max Fuchs arbeiteten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Forums anhand bestimmter Themen Fragestellungen aus, die sie im Anschluss an die Podiumsgäste adressierten. Die Themen waren:

- Prozess- und Zielorientierung: Kulturarbeit im Kontext von Entwicklungszielen
- Brauchen wir neue strukturelle Maßnahmen, um die Umsetzung der UNESCO-Konvention zu befördern?
- Messbarkeit: Brauchen wir konkrete Ziele, anhand derer die Umsetzung der UNESCO-Konvention gemessen werden kann? Wenn ja, welche?
- Der Beitrag der Diaspora zur Umsetzung der UNESCO-Konvention: Wie kann ihre Beteiligung organisiert werden?
- Welche Erwartungen gibt es an Bund und Länder hinsichtlich der Umsetzung der UNESCO-Konvention?



Teilnehmende des Fachforums 4

Podiumsdiskussion:

Was leisten Bund und Länder zur Umsetzung der UNESCO-Konvention?

Podiumsteilnehmer/innen:

Birgit Ellinghaus (alba Kultur)

Dr. Christian Esch (NRW Kultursekretariat)

Ute Jarchow (gtz)

Ronald Münch (Auswärtiges Amt)

Dr. Werner von Trützschler

(Ministerium für Bildung Wissenschaft und Kultur,
Thüringen)

Die Referenten griffen die Fragen der Runden Tische auf. Zunächst wurde die Frage behandelt, welche Ansätze zur Implementierung der Thematik „Kultur und Entwicklung“ mittlerweile bestehen.

Ronald Münch verwies darauf, dass es besonders wichtig sei, sich im Rahmen der EU-Politik dafür einzusetzen, die beiden Bereiche Kultur und Entwicklung zu koordinieren. Auch müsse in Zukunft stärker darauf geachtet werden, dass das Thema Kultur bei Entwicklungsprojekten eine größere Rolle spiele. Bisher seien zwar Ansätze entwickelt worden, beispielsweise im Bereich Musik, sie hätten sich in der Praxis jedoch kaum durchgesetzt. Christian Esch betonte die Bedeutung der Kommunen, denn dort sei der Ort, wo vorrangig an kultureller Vielfalt gearbeitet werden müsste, hier sollten „die Tatsachen die Praxis erschaffen“. Leider würde in den Kommunen die Konvention nicht immer konsequent umgesetzt.

Ein Teilnehmer aus dem Publikum merkte an, dass ein wissenschaftlicher Zugang als Vorstufe zur Praxis nötig sei.



Teilnehmende des Fachforums 4

Christian Esch antwortete darauf, dass die Theorie bereits vorhanden sei, bisher fehle jedoch die Umsetzung. Trotzdem sei natürlich auch weiter Forschung notwendig. Bei der geplanten NRW-Akademie zu interkultureller Kunst und Kultur sei Forschung ein Aufgabenbereich.

Eine weitere Frage war, wie man die Konvention in das Bewusstsein der Menschen bringen kann.

Besonders wichtig sei in diesem Zusammenhang, dass sich kulturelle Vielfalt auch im Personal der entsprechenden Institutionen widerspiegeln müsse. Werner von Trützschler wies auf die Bedeutung der Migrantinnen und Migranten hin. Ihre Kompetenzen und Verbindungen müssten bei der Umsetzung der UNESCO-Konvention und bei der Entwicklungszusammenarbeit als Brücken genutzt werden. Ronald Münch betonte, dass schon viele Veranstaltungen durchgeführt worden seien, um die Konvention bekannter zu machen. Von einem Runden Tisch kam die Anregung, in den Kommunen Beauftragte für die UNESCO-Konvention bereitzustellen. Notwendig sei außerdem eine „Übersetzung“ der

Konvention für die Akteure vor Ort.

Birgit Ellinghaus kritisierte, dass die Konvention bisher nicht einmal in allen Botschaften bekannt sei.

Dies erschwere die internationale Mobilität von Kulturschaffenden enorm und behindere den internationalen Austausch, der für die Entwicklung der deutschen beziehungsweise der jeweiligen nationalen Kulturlandschaft von großer Bedeutung sei.

Eine Teilnehmerin aus dem Publikum fragte nach der Ausgestaltung eines Monitorings.

Ute Jarchow unterstrich die Wichtigkeit dieser Frage. Ihrer Ansicht nach sollte es ein kontinuierliches Monitoring geben und zwar schon vor dem geplanten Beginn im Jahr 2012. Dem widersprach Ronald Münch. Da man momentan noch mit der Ausarbeitung von Projekten beschäftigt ist, sei es verfrüht, jetzt schon mit dem Monitoring zu beginnen.

Von einem Runden Tisch kam die Forderung, dass Deutschland den Entwicklungsländern, die die Konvention unterschrieben haben, bei der Umsetzung helfen müsse.

Kulturelle Vielfalt in der Praxis – Beispiele gelungener Kulturkooperation

Kulturmanagement in Afrika

Imke Grimmer, Projektreferentin „Kultur und Entwicklung“, Goethe Institut, München

Imke Grimmer präsentierte das Fortbildungsprogramm „Kulturmanagement in Afrika“. Es wurde, in Zusammenarbeit von Goethe-Institut und InWEnt, erstmals 2008/2009 mit Kulturmanagern aus 13 afrikanischen Ländern durchgeführt. Ziele des Programms sind – neben der Professionalisierung der Kulturschaffenden – der Aufbau geeigneter Infrastrukturen, der Aufbau eines Netzwerks und der Austausch unter afrikanischen sowie zwischen afrikanischen und deutschen Kulturschaffenden. Das Curriculum der Fortbildung entwickelten deutsche Fachleute in Zusammenarbeit mit Leiterinnen und Leitern von Kultureinrichtungen aus afrikanischen Ländern und mit einer Universität in Südafrika.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer von „Kulturmanagement in Afrika“ besuchen zunächst eine vierwöchige Fortbildung in Berlin, bei der Themen wie Projektmanagement, Marketing, Fundraising und Öffentlichkeitsarbeit behandelt werden. Im Anschluss folgt eine zweiwöchige Hospitation an einer deutschen Kultureinrichtung. Nach der Rückkehr konzipieren die Kulturmanager eigene Projekte, oftmals in Zusammenarbeit mit den lokalen Goethe-Instituten. So entstehen Ansatzpunkte für potenzielle Koproduktionen und längerfristige Verbindungen zwischen den Kulturinstitutionen auf afrikanischer und deutscher Seite. Mittlerweile wird das Fortbildungsprogramm zum Kulturmanagement auch in anderen Regionen angeboten, unter anderem in China und Zentralasien.

Aus dem Publikum kam die Kritik, dass das Goethe-Institut in einigen asiatischen Ländern einen kolonialen Habitus an den Tag lege und die Kulturvermittlung nur in eine Richtung stattfindet. Ein anderer Forumsteilnehmer bemängelte, dass die Angebote der Goethe-Institute in diesen Ländern hauptsächlich an Mitglieder der deutschen Community adressiert seien und bei ihnen indirekt zu einer verstärkten Gemeinschaftsbildung und Abschottung gegenüber der Gesellschaft der Gastgeberländer führten. Imke Grimmer erwiderte darauf, dass diese Problematik dem Goethe-Institut bewusst sei und man deshalb an Veränderungen arbeite.

Theaterlandschaften – Theaterkooperationen mit Subsahara-Afrika

Rolf C. Hemke, Verwaltungsleiter, Marketing/Öffentlichkeitsarbeit,

Theater an der Ruhr, Mülheim

Rolf C. Hemke berichtete von den internationalen Aktivitäten am Theater an der Ruhr, die seit 1982 ein Schwerpunkt der Arbeit sind. Dabei ging er vor allem auf den Austausch mit der arabischen Welt und mit Afrika ein. In Theaterkooperationen verschiedener Kulturkreise sieht das Theater an der Ruhr die Möglichkeit, Impulse für mehr Verständigung zu geben. Nach den Prinzipien Austausch, Dialog und Partnerschaft werden unter anderem in der Türkei, im Irak, im Iran und in verschiedenen Ländern Subsahara-Afrikas Produktionen gemeinsam entwickelt und aufgeführt.

Bei der Auswahl dieser Produktionen geht es nicht darum, den letzten Stand des internationalen Festivaldiskurses abzubilden, sondern um künstlerische und politische Relevanz, unabhängig vom nationalen oder internationalen Renommee. Das deutsche Publikum erlebt somit ein Theater, das abseits des internationalen Mainstreams liegt. Zusätzlich soll ein aufklärerischer Effekt erzielt werden, denn welcher deutsche Theaterzuschauer könnte sich sonst zum Beispiel eine Vorstellung davon machen, wie innovativ, frech und provokant iranisches Theater sein kann.

Für die eingeladenen Künstler bedeutet eine Produktion am Theater an der Ruhr in der Regel nicht nur einen Gewinn an Erfahrung, sondern auch an Renommee. Ihnen wird nach den Kooperationen oftmals in ihrem eigenen Ländern mehr Wertschätzung zuteil.

Gastiert das Theater an der Ruhr selbst mit einem Stück im Ausland, so haben die Aufführungen oft einen politischen Anspruch und sollen auch dort aufklärerisch auf das Publikum wirken. Welche unvorhergesehenen Effekte dies haben kann, illustrierte Rolf Hemke mit einem Bericht über eine Aufführung von „Dantons Tod“ in Teheran. Viele Zuschauer interpretierten das Stück offensichtlich als Kritik an den Verhältnissen im Iran. Auf die im Publikum aufkommende Unruhe reagierte der während der Veranstaltung anwesende Zensor sofort: Mitten im Stück schaltete er die Übertitelung aus. Die Situation zeigte deutlich die gesellschaftliche Relevanz des Stoffes.

„Ein Kleid, das passt“ – eine deutsch-kongolesische Theaterproduktion

Barbara Kemmler, Leiterin von „Cactus Junges Theater“, Münster

Die Regisseurin und Schauspielerin Barbara Kemmler stellte die 1992 von ihr mitgegründete interkulturelle Einrichtung „Cactus Junges Theater“ vor, deren Arbeit sich auf Jugendliche und junge Erwachsene konzentriert. Neben der Produktion von einzelnen Stücken mit interkulturellem Schwerpunkt veranstaltete die Gruppe 2004 das internationale Jugendtheaterfestival „Irritation und Inspiration“, das vom Bündnis für Demokratie und Toleranz als beispielhaftes Projekt ausgezeichnet wurde.

Im Jahr 2007 initiierte Cactus ein deutsch-kongolesisches Theaterprojekt unter dem Titel „Une robe à moi – Ein Kleid, das passt“. Es beschäftigt sich mit den Lebensentwürfen junger Frauen und wurde in den Sprachen Deutsch, Englisch und Französisch produziert. Ausgangsmaterial des Stückes sind Interviews mit deutschen und kongolesischen Frauen. Das Stück wurde in Lubumbashi (Demokratische Republik Kongo) mit großem Erfolg aufgeführt. Nach einer Neuinszenierung wurde das Stück in Münster gezeigt und ging mit der Kinderkulturkarawane auf eine ebenfalls sehr erfolgreiche sechswöchige Deutschland-Tournee.

Aktuell arbeitet Cactus an einer Produktion mit der kenianischen Theatergruppe „Shangilia Youth to Youth“. Für nächstes Jahr ist ein Projekt mit jungen, männlichen „schwarzen Deutschen“ unter dem Titel „Schwarz-Weiß+“ geplant, das später auch in Afrika gezeigt werden soll.

AFROTAK TV cyber nomads

Adetoun Küppers-Adebisi, Geschäftsführerin von AFROTAK TV cyberNomads, Berlin

Adetoun Küppers-Adebisi berichtete über die Arbeit der Organisation AFROTAK TV cyber nomads. Die aus Nigeria stammende Wirtschaftsingenieurin kam 1981 als Kind nach Deutschland und bezeichnet sich selbst als Afro-Deutsche, seitdem sie „auf Deutsch träumt“.

AFROTAK TV cyberNomads engagiert sich für die Emanzipation der afrikanischen Diaspora in Deutschland, für die Gleichberechtigung von Frau und Mann sowie für einen Dialog auf Augenhöhe zwischen Afrika und Europa. Thematisiert wird dabei auch die imperiale, koloniale und rassistische Vergangenheit und Gegenwart. Gegründet von Angehörigen der afrikanischen Diaspora bietet AFROTAK den Initiativen der schwarzen Deutschen und Afrikaner eine Informations- und Austauschplattform. Ihre Perspektiven von Deutschland, Europa und Afrika sollen die vorherrschenden „weißen“ ergänzen. Während zunächst die Organisation von „Black Media Kongressen“ und die Erstellung einer Datenbank im Vordergrund stand, konzentriert sich AFROTAK mittlerweile auf die multimediale Realisation transkultureller Konzepte.

Besonderen Wert legt die „Black Community“ auf das Recht der Selbstdefinition und Selbstbenennung. Ein Beispiel dafür ist das Engagement für die Änderung von Straßennamen, die an Sklavenhandel und deutschen Kolonialismus erinnern. Ein großer Erfolg war die Umbenennung des Gröbenufers in Berlin, das bis 2009 nach dem am Sklavenhandel beteiligten Otto Friedrich von der Gröben benannt war. Im Andenken an die antirassistische Aktivistin May Ayim trägt die Straße nun den Namen May-Ayim-Ufer. Die Tochter eines Ghanaers und einer Deutschen war Mitbegründerin der afro-deutschen Bewegung, Dichterin und Pädagogin.

Ebenfalls im Gedenken an May Ayim hat AFROTAK im Jahre 2004 unter Schirmherrschaft der UNESCO den May Ayim Award ins Leben gerufen, den ersten „schwarzen deutschen internationalen Literaturpreis“.

Jenseits von Europa – Neue Filme aus Afrika

Karl Rössel, FilmInitiativ Köln e.V.

Zu Beginn seines Vortrags stellte Karl Rössel den 1988 gegründeten Verein FilmInitiativ Köln vor. Seit 1992 veranstaltet der Verein alle zwei Jahre das Festival „Jenseits von Europa – Neue Filme aus Afrika“, das vom 19. September bis zum 4. Oktober 2010 seine elfte Auflage erlebte. Auch zwischen den Festivals werden thematische und länderspezifische Programme mit afrikanischen Filmen präsentiert.

Unter Mitwirkung von Angehörigen der „Black Communities“ wurden inzwischen mehr als 400 Filme und 70 Film-schaffende aus 30 afrikanischen Ländern vorgestellt. FilmInitiativ möchte die Qualität und Vielfalt afrikanischer Filme einem breiten Publikum vermitteln. Dabei ist die Devise: Informationen aus Afrika statt über Afrika. Darüber

hinaus sollen Denkanstöße zu Themen wie Migration, Stereotypen oder koloniale/postkoloniale Beziehungen zwischen Afrika und Europa gegeben werden.

Die Filmveranstaltungen und die Diskussionen mit den afrikanischen Gästen regen die Zuschauer immer wieder zu eigenem Handeln an. Das beschrieb Karl Rössel an zwei Beispielen. Nach einer Filmvorführung über die Folgen der Privatisierung einer zentralen Eisenbahnlinie in Mali vernetzten sich deutsche Gewerkschafter mit afrikanischen Kollegen und beteiligten sich vor Ort am Protest. Und: Angeregt durch die Begegnung mit afrikanischen Filmemachern haben Lehrkräfte und Schüler einen Eine-Welt-Laden in ihrer Schule gegründet.

Geplant ist der Aufbau eines Informationszentrums zu afrikanischem Kino. Es soll eine Datenbank sowie praktische Hilfestellungen für den Einsatz des Materials in der Bildungsarbeit bieten. Um die Arbeit auf hohem Niveau weiterführen und möglichst ausbauen zu können, ist die Initiative auf Fördergelder angewiesen. Karl Rössel appellierte daher an die Entscheidungsträger, das Festival in die Liste der förderungswürdigen Festivals der Landesregierung NRW aufzunehmen und die bei verschiedenen Institutionen beantragten Fördergelder zu gewähren.

Resümee

Zum Abschluss des Fachforums resümierten Christine M. Merkel (Deutsche UNESCO-Kommission) und Frank Raddatz (Magazin „Theater der Zeit“) die Diskussion. Christine M. Merkel betonte die enorme Bedeutung der internationalen Koordination, Kooperation und Bewusstseinsbildung zur UNESCO-Konvention. Die Politik müsse die notwendigen Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Umsetzung schaffen. Zwei zentrale Fragen bei der weiteren Arbeit seien: Wie ist es auf nationaler Ebene möglich, die Verbindung von Kultur und Entwicklung zu koordinieren? Wie motiviert man die Kommunen, Ansprechpartner für die Umsetzung der Konvention einzusetzen?

Frank Raddatz betonte, dass die Kommunen bei der Umsetzung der Konvention eine wesentliche Rolle spielen und in dieser gestärkt werden müssen, um ihr interkulturelles Potenzial zu nutzen.



Teilnehmende des Fachforums 4



Hans-Christoph Boppel (Staatskanzlei NRW), Richard Nawezi

Fachforum 5

Sprachenvielfalt – Im babylonischen Paradies?

Im Zentrum des Forums stand der Umgang mit Sprache in einer Einwanderungsgesellschaft: einerseits die Notwendigkeit, zur Erreichung von Chancengleichheit den Erwerb der Landessprache bestmöglich zu fördern, andererseits den Schatz von Vielsprachigkeit zu bewahren und so produktiv wie möglich zu nutzen. Hauptthemen waren der Nutzen der Mehrsprachigkeit und, unter dem Motto „Neue Sprachwege“, Beispiele guter Praxis.

Moderation:

Dr. Dorothea Kolland

Kulturamtsleiterin, Berlin-Neukölln

Beiträge:

Sanem Altinyildiz

Educult, Wien

Prof. Gerald Bernhard

Ruhr-Universität Bochum

Prof. Dr. Havva Engin

Pädagogische Hochschule

Heidelberg

Hassan Fawaz

Ressourcenzentrum Integration

und Bildung bei der Schweizerischen Flüchtlingshilfe, Bern

Prof. Dr. Franz Lebsanft

Universität Bonn

Prof. Dr. Bernd Meyer

Universität Mainz

Vom kreativen und sozialen Nutzen der Multiliteralität – Eine lernpsychologische Einführung

Prof. Dr. Havva Engin, Pädagogische Hochschule Heidelberg



Prof. Dr. Havva Engin

Das Interesse an der Thematik „Mehrsprachigkeit“ ist in den letzten Jahren gestiegen, denn in Zeiten der Globalisierung und der Migrationen „wandern“ Menschen mit ihrer Sprachvielfalt. Die Mehrsprachigkeit ist ein Teil der (europäischen) Gegenwart geworden. Es entstehen immer mehr „Misch-ehen“, die Sprachenvielfalt an Schulen wird bunter, immer mehr Anglizismen etablieren sich in der deutschen Sprache. Für viele Eltern gilt das Motto: Je mehr Sprachen mein Kind beherrscht, desto

stärker steigen seine Zukunftschancen.

Der Begriff Mehrsprachigkeit muss allerdings weiter als bislang gefasst werden. Im Zentrum sollte die Wahrnehmung der verschiedenen Sprachwelten von Individuen stehen, das heißt ihre Gesamtsprachkompetenz und deren Nutzbarmachung in Bildungs- bzw. Lebenskontexten durch entsprechenden (didaktische) Konzepte.

Insbesondere in der Lehrerbildung und im Schulalltag darf die Mehrsprachigkeit von Migrantenkinder nicht länger als Stolperstein angesehen werden, sondern sollte als Reichtum geschätzt werden. Um kompetent mit mehrsprachigen Schülerinnen und Schülern umzugehen, müssen die Lehrkräfte die jeweiligen Sprachen nicht unbedingt lernen bzw. beherrschen.

Die Auseinandersetzung mit der Mehrsprachigkeit findet nicht nur im Schulalltag oder in der Sprachwissenschaft statt, sie ist inzwischen auch ein Thema in der Neurologie und der Soziologie, etwa im

Kontext der biografisch-soziologischen Zugänge. Havva Engin nannte dazu einige Beispiele, darunter die Studie des Deutschen Jugendinstituts „Multikulturelles Kinderleben in unterschiedlichen regionalen Bezügen“ (2001). Sie thematisiert unter anderem das Sprachverhalten in Familien („Familiensprachen“). Auf sehr großes Interesse bei den Forumsteilnehmenden stießen die Studien zum Thema „Sprachporträts“ von Hans-Jürgen Krumm (2003 und 2008). Sie zeigen plastisch, wie Kinder Mehrsprachigkeit (er)leben: Konkret wurden Kinder dazu aufgefordert, in einem schematischen Bild ihres Körpers ihre Sprachen zu verorten und diese zeichnerisch darzustellen. Dann wurden die Kinder gebeten, ihre Zeichnung zu erläutern. Hier wurden die enorme Kreativität und Dynamik deutlich, die mit Mehrsprachigkeit einhergehen. So berichtete Havva Engin von einem Kind, dass die „Markierung“ seines Bauchs als „italienisch“ damit begründete, dass es gerne italienisch esse, während die „deutschen“ Beine damit erklärt wurden, dass es eben in Deutschland lebe.

Im Kontext des Multilingualismus konnten Forscher der Universität Basel belegen, dass Kinder im Alter bis zu etwa drei Jahren besonders fähig sind, mehrere Sprachen zu lernen und dass sie davon auch später profitieren. Denn frühzeitig mehrsprachige Kinder entwickeln eine besondere, individuelle Strategie der Sprachprozessierung, die ihnen das spätere Erlernen weiterer Fremdsprachen erleichtert.

Betrachtet man die wichtigsten Er-

kenntnisse aus verschiedenen Forschungen und Disziplinen, erweist sich ganz klar: Mehrsprachigkeit ist ein Reichtum. Zusammenfassend lässt sich aus unterschiedlichen Perspektiven sagen:

- Kognitive Perspektive: Mehrsprachigkeit fördert ein differenziertes Bewusstsein von Sprache.
- Psychologische Perspektive: Für viele Menschen ist die Her-

kunftssprache (Muttersprache) ein Symbol ihrer Identität.

- Pragmatische Perspektive: Mehrsprachige haben eine differenziertere Sicht auf die Welt.
- Kulturelle Perspektive: Mehrsprachige haben eine Brückenfunktion als Vermittler zwischen verschiedenen Kulturen.

Sprachliche und kulturelle Vielfalt in Deutschland: Konfliktlinien und Entwicklungsmöglichkeiten

Prof. Dr. Bernd Meyer, Universität Mainz

Mittels der Sprache kann eine Abgrenzung im Sinne von „Wir und die anderen“ stattfinden, und demnach muss die Mehrsprachigkeit nicht immer ein Paradies sein. Dies machte Bernd Meyer an einem Zitat deutlich: „Deutsch ist die National- und Umgangssprache hierzulande; darauf zu bestehen ist nicht Assimilierungsdruck.“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, November 2008). Eine solche Aussage ignoriert allerdings, dass die deutsche Sprache nicht mehr die einzige Umgangssprache im Lande ist, so dass Fremd- und Minderheitssprachen zunehmend an Bedeutung gewinnen.

Ein Beispiel für Situationen, in denen Mehrsprachigkeit immer notwendiger wird, ist der medizinische Bereich. Bernd Meyer berichtete über verschiedene Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die seit 1999 zum Thema „Dolmetschen im Krankenhaus“ sowie zur Dolmetscherfortbildung durchgeführt werden. Einige wichtige Ergebnisse der Projekte:

- Krankenhäuser improvisieren in der Kommunikation mit Patienten mit geringen Deutschkenntnissen.
- Ad-hoc-Dolmetscher sind Kinder, Reinigungskräfte und manchmal auch das Pflegepersonal.
- Es wird Deutsch gesprochen, auch wenn Patienten nur gering-

ge Deutschkenntnisse haben.

Bernd Meyer betonte, dass die Ad-hoc-Übersetzungen in vielen Fällen mangelhaft sind und dadurch auch juristisch heikle Situationen entstehen können. Weitere Ergebnisse aus den DFG-Projekten und anderen Studien waren:

- Dolmetschen ist eine Notwendigkeit, aber auch ein Bedürfnis der Patienten.
- Auch Patienten mit ausreichenden Sprachkenntnissen nutzen Möglichkeiten der muttersprachlichen Unterstützung.
- Systematische Lösungen (z. B. Dolmetschdienste) sind weltweit eine Ausnahme.

Nicht nur im Krankenhaus, sondern in den verschiedensten Bereichen besteht ein hoher Bedarf an mehrsprachiger Kommunikation. Dies bestätigte eine Studie, die Bernd Meyer 2009 für das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge durchführte, unter anderem bei Firmen mit Kontakten in die Türkei und nach Osteuropa. Deutlich wurde hier, dass bei den Firmen ein Bedarf an Kommunikation in den entsprechenden Sprachen besteht. Allerdings wird das Potenzial von mehrsprachigen Mitarbeitern oft zu wenig genutzt, unter anderem weil sie die fachspezifischen Begriffe nicht in ihrer Herkunftssprache kennen. Hier sollten

zum Beispiel für türkischstämmige Bankangestellte Kurse in Wirtschaftstürkisch angeboten werden. Eine weitere Studie, über die Bernd Meyer berichtete, untersuchte die Situation in rund 320 Kindertagesstätten in Bayern, Brandenburg und Hamburg. Dabei ging es sowohl um die Kommunikation mit den Kindern als auch um die mit den Eltern. Festgestellt wurde, dass die Herkunftssprachen nur in einigen Einrichtungen sehr häufig genutzt werden. Hier werden Erzieher/innen als Ad-hoc-Dolmetscher tätig. Ihre Sprachkenntnisse sind also eine wichtige Ressource für die Einrichtungen, werden jedoch weder in der Ausbildung noch bei der Vergütung berücksichtigt.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die Bedeutung der Herkunftssprachen wird unterschätzt. Sie sind dort eine – mehr oder weniger gut genutzte – Ressource, wo lokal, projekt- oder firmenbezogen ein Bedarf besteht. Die Herkunftssprachen brauchen keine flächendeckende Förderung, sondern lokale bzw. regionale, bedarfsorientierte Förderkonzepte. Förderung heißt: fach- und berufsbezogener Ausbau der über die Familie erworbenen Kenntnisse und Vorbereitung auf spezifische kommunikative Tätigkeiten (Verhandeln, Dolmetschen, Gesprächsführung). Wichtig ist außerdem die Abklärung rechtlicher Grundlagen (in Behörden, aber auch in Krankenhäusern).

Sprachen im Ruhrgebiet – RUHR.2010-Projektstudie

Prof. Gerald Bernhard, Ruhr-Universität Bochum; Prof. Dr. Franz Lebsanft, Universität Bonn

Gerald Bernhard und Franz Lebsanft konzentrierten sich in ihren Vorträgen auf die „Tage der Sprachen im Ruhrgebiet“ (14. und 15. Oktober 2010 an der Ruhr-Universität Bochum) und die damit verbundenen Forschungsprojekte (einen Überblick gibt die Internetseite www.wissenschaft2010.de).

Zunächst erläuterte Franz Lebsanft, wie es zu den „Tagen der Sprache“ gekommen war. Ausgehend von der Frage, wie Städte, Religionsgemeinschaften und unterschiedliche Institutionen mit der Thematik Mehrsprachigkeit umgehen, entstand vor einigen Jahren die Idee, ein Forschungsprojekt zum Spanischen und Italienischen im Kontext von Migration durchzuführen. Im Rahmen von RUHR.2010 wurde das Projekt dann auf weitere Sprachen erweitert, nämlich Arabisch, Niederländisch, Portugiesisch, Russisch und Türkisch. Franz Lebsanft wies darauf hin, dass die verschiedenen Sprachen unterschiedliche Bezugsrahmen darstellen: Während beispielsweise Spanischsprechende mit Menschen aus verschiedenen Ländern kommunizieren können, ist dies für arabischsprachige Menschen oft nicht möglich, weil die regionalen Varianten zu stark differieren.

Im Rahmen des Projekts wurde eine explorative Studie mit Methoden der Linguistic-Attitude-Forschung durchgeführt. Konkret ging es darum zu untersuchen, wie Menschen ihre Sprachen erleben. Dabei ist neben der Selbstwahrnehmung auch die Frage relevant, mit welchen Fremdwahrnehmungen sie konfrontiert sind. Hierzu wurden qualitative Interviews geführt, in deren Verlauf plötzlich von Deutsch in die jeweilige Herkunftssprache gewechselt wurde. Dabei handelte es sich um eine Pilotstudie mit je sechs Interviewten pro Herkunftssprache, also um insgesamt 42 Teilnehmende. Sowohl

die Interviewten als auch die Interviewerinnen und Interviewer waren Studierende und wurden um das Jahr 1980 im Ruhrgebiet geboren.

Betrachtet man die Ergebnisse, wird deutlich, dass bei allen Interviewten die Sprachen im biografischen Verlauf ihre Bedeutung verändern. So bekommt die Herkunftssprache mit zunehmendem Alter Konkurrenz durch die „Umgebungssprache“ Deutsch. Interessant ist in diesem Kontext: Die Interviewten kommunizieren hauptsächlich mit ihren Großeltern in der Herkunftssprache und nicht mit den Gleichaltrigen, etwa den Geschwistern. Trotzdem wollen sie ihren eigenen Kindern die Herkunftssprache beibringen. Gleichzeitig wurde deutlich, dass die Situation je nach Herkunftssprache verschieden ist. Während beispielsweise die Gruppe der sogenannten „Passniederländerinnen“ und „Passniederländer“ wenig Möglichkeit zur Sprachpraxis haben, existiert für andere Sprachen zum Beispiel Ergänzungsunterricht in der Schule. Auch bei letzterem sind wiederum spezifische Konstellationen festzustellen. So sind spanischsprachige Jesuiten besonders aktiv gewesen und haben sich sehr für den Ergänzungsunterricht eingesetzt. Insgesamt ist jedoch festzuhalten, dass in Deutschland auf einer strukturellen Ebene keine Möglichkeit besteht, mehrere Sprachen in einer Balance zu leben. Dies steht in einem Gegensatz zu der allgemeinen Auffassung, die auch von den Interviewten geteilt wurde, dass Mehrsprachigkeit eine Bereicherung darstellt.

Im zweiten Teil des Vortrags ging dann Gerald Bernhard stärker auf die Frage des institutionellen Umgangs mit Mehrsprachigkeit ein. Er betonte die Dynamik von Sprachen: Sie sind einerseits permanent kulturellen Wandlungs- und Deutungsprozessen ausgesetzt,

andererseits tragen sie selbst zu solchen Prozessen bei. Als Beispiel nannte er die jüdischen Communities. Während die älteren Menschen, die als Kontingentflüchtlinge nach Deutschland kamen, häufig noch Jiddisch sprechen, kann bei den Jüngeren eine Hinwendung zum Englischen oder auch zum Ivrri beobachtet werden. Insgesamt wird laut Gerald Bernhard in der Diskussion um Mehrsprachigkeit deutlich, dass es nicht nur um einen technischen Aspekt geht, sondern immer auch um emotionale Dimensionen. Sprache transportiert stets auch Botschaften, und dies ist vor allem in den religiösen Gemeinschaften ein besonderes präsent Thema. Begründet liegt dies nicht zuletzt darin, dass religiöse Institutionen den Menschen näher seien als etwa kommunale Einrichtungen. Zugleich sind gerade religiöse Institutionen durch eine besondere Heterogenität gekennzeichnet, die von außen vielfach nicht gesehen wird.

Generell lässt sich zum Umgang mit Mehrsprachigkeit feststellen, dass der Schwerpunkt auf sprachlicher Integration liegt. Das betrifft auch die öffentliche Förderung: Das meiste Geld fließt in integrierende Maßnahmen, für die Stärkung von Diversity sind hingegen kaum Mittel vorhanden.

Das Projekt „Sag's multi“ und sein gesellschaftlicher Kontext in Österreich

Sanem Altinyildiz, Educult, Wien

Eine Dimension, die in der dominanten, auf Defizite orientierten Diskussion um Mutter- und Mehrsprachigkeit in der Migrationsgesellschaft wenig beachtet wird, betrifft das ästhetische und kreative Potenzial, das Mehrsprachigkeit in sich birgt. Um zu einer Wertschätzung dieser verborgenen Kompetenzen und Möglichkeiten zu kommen und diese auch öffentlich bekannt zu machen, wurde in Wien der Redewettbewerb „Sag's multi“ ausgerichtet (www.sagsmulti.at). In ihrem Beitrag schilderte Sanem Altinyildiz, Projektmanagerin von „Sag's multi“, Hintergründe und Umsetzung des Wettbewerbs.

Österreich ist ein Staat, der – neben der deutschen Sprache – durch diverse Minoritäten- und Migrantensprachen geprägt ist. Zahlenmäßig sind Serbisch, Türkisch und Kroatisch die bedeutendsten. Betrachtet man die Situation unter den Kindern und Jugendlichen, wird besonders deutlich, dass der Gedanke, man könne von einer monolingualen Konstellation ausgehen, abwegig ist. Dies gilt insbesondere für die Hauptstadt Wien: Während in Gesamtösterreich der Anteil der Schülerinnen und Schüler nicht-deutscher Herkunftssprache bei 16,9 Prozent liegt, beträgt er in Wien 40,7 Prozent. Trotzdem wird Mehrsprachigkeit nicht als eine Normalität anerkannt und als Ressource geschätzt. Hier, so Sanem Altinyildiz, setzt „Sag's multi“ an, ein Redewettbewerb für Wiener Schülerinnen und Schüler nicht-deutscher Mutter- bzw. Erstsprache. Ziel ist es, ein Bewusstsein dafür zu fördern, dass Mehrsprachigkeit ein Gewinn für die Gesellschaft und die Individuen ist.

Der erste „Sag's multi“-Wettbewerb fand im Schuljahr 2009/2010 statt. An ihm nahmen 114 Schülerinnen und Schüler mit 29 verschiedenen Erstsprachen teil, sie kamen aus den unterschied-

lichsten Schulen. Zunächst fanden vier Regionalauscheidungen statt, die an Schulen ausgerichtet wurden. Dadurch bekamen die Mitschüler als Publikum einen Eindruck von der Vielfalt der gesprochenen Sprachen. Von den in drei Kategorien (7./8., 9./10. und 11.-13. Stufe) angetretenen Rednerinnen und Rednern qualifizierten sich 48 für die Endausscheidungen, bei denen schließlich 15 Gewinnerinnen und Gewinner ausgewählt wurden.

Die Wettbewerbsteilnehmer sollten sich in ihren Reden zu dem Motto äußern „Nehmen wir einmal an, ich wüsste, wer ich bin...“. Es stammt aus dem Roman „Faruq“ des Wiener Schriftstellers Semier Insayif. Innerhalb ihres Vortrags, der sechs bis acht Minuten dauerte, mussten die Wettbewerbsteilnehmenden mindestens einmal die Sprache wechseln. Dabei waren grundsätzlich auch andere Themen möglich. Im Vordergrund stand es, die rhetorischen und sprachlichen Fähigkeiten in den beiden (oder drei) verwendeten Sprachen zu präsentieren. Auch die Jury war mit Personen besetzt, deren Muttersprache nicht das Deutsche ist. Die Jurorinnen und Juroren fungierten gleichzeitig als „role model“: Sie kamen aus den Bereichen Politik, Kunst und Kultur und begleiteten die Veranstaltungen mit großem Engagement. Von der guten Stimmung beim Wettbewerb „Sag's multi“ konnten sich auch die Teilnehmenden des Bundeskongresses in Bochum überzeugen: Die von Sanem Altinyildiz im Forum vorgespielten Videoclips gaben einen schönen Eindruck von der Dynamik und der vergnügten Atmosphäre während des Wettbewerbs.

Sanem Altinyildiz wies auch auf die Auswirkungen des Wettbewerbs hin: Den Teilnehmenden und auch ihren Mitschülern und Freunden hat der Wettbewerb die

Möglichkeit gegeben, ihre Mutter- bzw. Erstsprachen nicht mehr als Defizit, sondern als Potenzial und kreative Ressource zu sehen. Dies führte auch in den Schulen bzw. Klassengemeinschaften zu Veränderungen. Damit bewirkte der Wettbewerb neben der großen öffentlichen Aufmerksamkeit auch etwas im alltäglichen Umfeld der Wettbewerbsteilnehmer. Wegen des großen Erfolgs geht „Sag's multi“ im Schuljahr 2010/2011 in die nächste Runde.

In der anschließenden Diskussion merkte eine Teilnehmerin an, dass die im Kontext des Wettbewerbs benutzte Bezeichnung „nicht-deutsche“ Erst- bzw. Muttersprache den Menschen die Möglichkeit zur Selbstdefinition nehme und ihnen von außen eine spezifische Muttersprache zugeschrieben werde. Sanem Altinyildiz erwiderte hierauf, dass im Wettbewerb ja gerade beide (oder auch alle drei) verwendeten Sprachen bewertet würden. Zielsetzung des Wettbewerbs sei es, auf das qualitativ Neue hinzuweisen, das im Kontext von Zwei- oder Mehrsprachigkeit entstehen kann.

Das Konzept der interkulturellen Bibliotheken in der Schweiz

Hassan Fawaz, Ressourcenzentrum Integration und Bildung bei der Schweizerischen Flüchtlingshilfe, Bern

„Der beste Begleiter im Leben ist das Buch.“ Mit diesen Worten begann Hassan Fawaz seinen Vortrag und stellte damit die zentrale Bedeutung von Büchern und Sprache im Kontext von Migration heraus. Denn Sprache als Mittel zur Kommunikation ist ein Schlüssel zur Integration. Hierbei ist Sprache in drei Dimensionen zentral: als Medium, als Ressource und als Symbol. Medium ist sie in Hinblick auf den Kommunikationsprozess selbst, während ihre Funktion als Ressource eng mit der Frage von Identitätsbildungsprozessen verbunden ist. Hier kommt auch ihre Rolle als Symbol zum Tragen. Zum einen kann Sprache ein Zuschreibungskompendium darstellen, also Formen von negativen und positiven Attributionen von anderen mit begründen. Zum anderen kann sie auch als ein Symbol von Verbindung und/oder Zugehörigkeit fungieren. Hassan Fawaz verortete dementsprechend Sprache, Migration und Identität als untrennbar miteinander verbundene und in einem Spannungsverhältnis befindliche Aspekte an den jeweiligen Ecken eines Dreiecks. Hier können Interkulturelle Bibliotheken und Heimatsprachkurse (HSK) ihre Bedeutung entfalten.

Die ersten Interkulturellen Bibliotheken in der Schweiz wurden vor über zwanzig Jahren von engagierten Bürgerinnen und Bürgern eingerichtet. Im Jahr 1993 führten diese Aktivitäten zur Gründung des Vereins „Bücher ohne Grenzen Schweiz“ (www.interbiblio.ch). Mittlerweile existieren an über 20 Orten in der Schweiz Interkulturelle Bibliotheken, die ein umfassendes Angebot an Büchern in zahlreichen Sprachen zur Verfügung stellen. Hinzu kommen Angebote wie Nachhilfeunterricht und weitere Aktivitäten zur Förderung der verschiedenen Herkunftssprachen der Migrantinnen und Migranten.

Hassan Fawaz betonte, dass die

Bibliotheken unabhängig agieren. Das bedeutet zum Beispiel, dass zur Anschaffung von Büchern kein Geld von Botschaften oder sonstigen Einrichtungen akzeptiert wird, wenn die Förderung mit bestimmten politischen Interessen verbunden ist. Alle Bücher werden auf eventuelle rassistische oder diskriminierende Inhalte geprüft, bevor sie in die Interkulturellen Bibliotheken aufgenommen werden.

Besonders beeindruckend schilderte Hassan Fawaz, wie in den Gruppen, die die Interkulturellen Bibliotheken tragen, Migrantinnen und Migranten aus verfeindeten Ländern zusammenarbeiten. Ein besonderes Anliegen ist den Interkulturellen Bibliotheken die Kooperation mit den verschiedenen Migrantenselbstorganisationen.

Die Interkulturellen Bibliotheken haben sich zum Ziel gesetzt, möglichst viele Menschen zu erreichen und eventuelle Zugangsbarrieren, wie sie etwa bei öffentlichen Bibliotheken bestehen, aus dem Weg zu räumen. Die Bibliotheken arbeiten deshalb nachfrageorientiert, sie eruieren genau, welche Bedürfnisse und Interessen die potenziellen Nutzerinnen und Nutzer haben. Ein weiteres Beispiel für die Nutzerorientierung ist die „fahrende Bibliothek“. Sie wurde eingerichtet, um Menschen zu erreichen, die in einem abgelegenen Durchgangszentrum für Asylsuchende leben.

Trotz ihrer grundsätzlichen Unabhängigkeit kooperieren die Interkulturellen Bibliotheken mit öffentlichen Bibliotheken, sind teilweise auch räumlich in diesen untergebracht. Da aber die Organisation der öffentlichen Bibliotheken gewisse Aspekte der Arbeit der Interkulturellen Bibliotheken erschweren, wird auch weiterhin Wert auf eine autonome Organisationsstruktur gelegt. Zum Beispiel sind die Leihgebühren in öffentlichen Bi-

bliotheken an manchen Orten so hoch, dass sich nur bestimmte Menschen die Nutzung leisten können. Hier wollen die Interkulturellen Bibliotheken einen anderen Weg gehen und ein möglichst niederschwelliges Angebot bereitstellen.

Ein weiteres Beispiel für die Stärkung von kultureller Identität und Vielfalt sind die Herkunftssprachkurse (HSK). Sie werden für Kinder angeboten, bei denen mindestens ein Elternteil nicht das Deutsche als Muttersprache hat. Die Kurse sollen Identitätsbildungsprozesse unterstützen und interkulturelle und Sprachkompetenzen fördern. Bei einer Erhebung zu den Heimatsprachkursen wurde deutlich, dass die Mundpropaganda der beste Weg ist, um die Eltern der potenziellen Teilnehmer zu erreichen. Problematisch für die kontinuierliche Arbeit der HSK ist die mangelnde Finanzierung und die teilweise fehlende Unterstützung durch die Schulen.

Diskussion

Nach dem Vortrag von Hassan Fawaz gab es einige Rückfragen zur Beziehung zwischen „normalen Bibliotheken“ und Interkulturellen Bibliotheken und zur Finanzierung durch öffentliche Stellen. Anschließend meldete sich eine Vertreterin des Niedersächsischen Bibliotheksverbands zu Wort: Auf der einen Seite könne sie die Kritik an den öffentlichen Bibliotheken nachvollziehen, auf der anderen Seite frage sie sich jedoch, ob nicht der Preis der Unabhängigkeit zu groß sei und ob es nicht sinnvoller sei, in einem gemeinsamen Rahmen zu arbeiten. Hassan Fawaz erwiderte darauf, dass die Bürokratie zum Problem werden könne, etwa weil die Entscheidungsfreiheit eingeschränkt werde. Wünschenswert sei jedoch eine Zusammenarbeit, denn die Interkulturellen Bibliotheken sehen sich

nicht als Konkurrenz, sondern als Ergänzung der öffentlichen Bibliotheken. Dem stimmte die Vertreterin des Niedersächsischen Bibliotheksverbands zu. Netzwerkarbeit sei schon deshalb notwendig, weil die einzelnen Bibliotheken ohnehin nicht mehr angemessen auf die sprachliche Vielfalt der Bevölkerung reagieren könnten. Die Moderatorin Dorothea Kolland plädierte für die Mitverantwortung der Zielgruppen. Sie müssten dafür allerdings die Möglichkeit bekommen, zu partizipieren und mitzugestalten. Ein anderer Teilnehmer beton-

te, dass es durchaus Initiativen und Gruppen gäbe, die sich engagieren. Das Beispiel der Interkulturellen Bibliotheken zeige jedoch, dass dies nicht immer in den vorhandenen Strukturen geschähe. Vielmehr würden teilweise eigene Strukturen geschaffen, weil die Mitarbeit in den traditionellen Strukturen als äußerst schwierig oder gar unmöglich erlebt würde.

Eine persönliche Ebene erhielt die Diskussion durch den Beitrag eines Teilnehmers, der beschrieb, wie er in seinem Leben mit den

verschiedensten Begriffen bezeichnet wurde. Seit ein paar Jahren sei er nun „Migrant“, obschon er gar nicht „wandern“ wolle, sondern Deutschland seine Heimat und das Land sei, wo er leben wolle. Einhellige Meinung im Forum war es, diesen persönlichen Kommentar zum Anlass zu nehmen, um verstärkt auf die zentrale Bedeutung von Selbstdefinitionen und auf die mit Fremdzuschreibungen verbundenen Gefahren und schmerzvollen Erfahrungen hinzuweisen.

Fazit

Zum Abschluss des Forums ging es noch einmal um die Frage, wie die Förderung von Herkunftssprachen und Mehrsprachigkeit aussehen sollte. Dass sprachliche Vielfalt eine Ressource darstelle und Förderung brauche, sei allgemeiner Konsens, brachte es eine Teilnehmerin auf den Punkt. Nun gehe es darum zu schauen, wie diese Förderung gestaltet wird.

Abschließend fasste Dorothea Kolland die Ergebnisse der Diskussion und des Forums zusammen. Es sei nötig, in der Öffentlichkeit über positive Aspekte und Projekte zu berichten, um dem ständigen Gerede über Probleme und Defizite etwas entgegenzusetzen. In diesem Kontext seien auch wissenschaftliche Erkenntnisse von Bedeutung, geben sie doch „Munition für den Alltag“, in dem immer noch zu oft auf vermeintliche Schwierigkeiten hingewiesen wird, die mehrsprachige Menschen hätten bzw. machten. Zugleich sei es wichtig, die Rolle der verschiedenen Communities bei der Bewahrung und Weiterentwicklung der Sprachen zu klären. Die hiermit verbundene interkulturelle Kompetenz stelle ein großes Potenzial dar. Zugleich herrsche jedoch selbst in der Fachdiskussion Unklarheit darüber, was interkulturelle Kompetenz genau bedeutet. Deshalb sei es notwendig, hier intensiv weiterzuarbeiten und die Querverbindungen zur Mehrsprachigkeit herauszustellen.

Fachforum 6

Multiperspektivische Erinnerungskultur

Multiperspektivität und Teilhabe sind die wichtigsten Herausforderungen einer interkulturellen Orientierung der Museen und in der Erinnerungskultur. Dabei geht es um die Fokussierung neuer Themen, gemeinsame Verständigung über Sichtweisen und Bedeutungen, eine Neujustierung der Sammlungs-, Ausstellungs- und Vermittlungsprogramme sowie Strategien zur Qualifizierung und Kooperation. Das Forum befasste sich u.a. mit diesen Fragen: Wie kann eine gemeinsame Betrachtung und Deutung der Geschichte aus unterschiedlichen Perspektiven gelingen? Was bedeutet interkulturelle Öffnung konkret für die mit Erinnerungsarbeit befassten Initiativen und Institutionen? Welche Erfahrungen und Empfehlungen gibt es bereits?

Moderation:

Kerima Bouali

ASUM GmbH, Berlin

Meinhard Motzko

PraxisInstitut Bremen

Beiträge:

Dr. Andreas Eberhardt

Geschäftsführender Vorstand der

Stiftung Deutsch-Israelisches Zukunftsforum, Berlin

Anja Hoffmann

Referentin für Bildung und Vermittlung, LWL-Industriemuseum (Landschaftsverband Westfalen-Lippe), Dortmund

Rainer Ohliger

Historiker, Gründungs- und

Vorstandsmitglied des Netzwerks Migration in Deutschland e.V.

Dietmar Osses

Leiter des LWL-Industriemuseums „Zeche Hannover“, Bochum

Marlous Willemsen

Direktorin des Imagine IC (Identity and Culture), Amsterdam

Viele Vergangenheiten – Vielfalt der Erinnerungen?

Geschichte und historisches Lernen in der Einwanderungsgesellschaft

Rainer Ohliger, Historiker, Gründungs- und Vorstandsmitglied des Netzwerks Migration in Deutschland e.V.

In seinem Impulsvortrag gab Rainer Ohliger eine Einführung in die Begrifflichkeiten und die Entwicklung des historischen Lernens in der Einwanderungsgesellschaft. Zentrale Fragen waren: Was meint Multiperspektivität? Wie ist der Status Quo und welche Herausforderungen stellen sich? Welche Empfehlungen aus der langjährigen thematischen Auseinandersetzung und Praxis können gegeben werden?

In einer Zeitreise, in Generationensprüngen von 1890 bis 2010, machte Rainer Ohliger die zeit- und generationenspezifische Veränderung der Erinnerungskultur deutlich. Im Jahr 2010 wird das historische Lernen im postnationalen Staat zum Leitthema.

Die Komplexität wurde anhand des Wechselverhältnisses der Begriffe

Geschichte, Nation und Migration abgebildet. Ein gemeinsames Narrativ konstituiert sich im nationalstaatlichen Raum durch gemeinsame Erzählungen und Erinnerungen. Das historische Erinnern ist vor allem durch die Deutung der Geschichte im nationalstaatlichen Rahmen geprägt. Migration beeinflusst die Geschichtsschreibung zwar auch, ist aber – anders als in Einwanderungsgesellschaften – kein konstituierendes Moment.

Migrationsgeschichte stellt ein marginalisiertes Thema dar: Als junge Disziplin ist sie zwar akzeptiert, aber noch nicht weitgehend institutionalisiert. Migration als anthropologische Konstante sollte als Querschnittsthema in der Geschichtsdarstellung verankert werden. Die aktuellen Debatten im Kontext der erinnerungspolitischen Dimension kreisen um verschiedene Definitionen von Geschichte:

Geschichte als das Geschehene, Geschichte als Rekonstruktion und Narration und als Teil bewusster Erinnerungsarbeit und -politik. „Multiperspektivische Erinnerungskultur stammt als Begriff aus der Geschichtsdidaktik und bedeutet, historische Prozesse aus unterschiedlichen Blickpunkten mit unterschiedlichen Quellen zu betrachten“, so Rainer Ohliger. Aktuell geht es um die Repräsentation vielfältiger Geschichte unter Einbeziehung eines multiperspektivischen Blicks auch auf die Vergangenheit.

Für die Kulturinstitutionen stellt sich die Herausforderung der interkulturellen Öffnung. Eine programmatische Auseinandersetzung mit Blick auf die Themen, die für die Einwanderungsgesellschaft zentral sind, ist seit etwa 15 Jahren zu beobachten. Dies lässt sich anhand von zahlreichen Ausstellungen

gen, Tagungen und der Debatte um ein eigenes Migrationsmuseum beobachten. Im Zuge der andauernden Integrationsdebatte haben die Fragen nach weiteren Maßnahmen an Relevanz gewonnen. Für die Museen bedeutet dies unter anderem, konkrete Strategien für die Sammlungsaktivitäten zu entwickeln. Dazu zählt die Umdeutung, Neudeutung und die Sammlungserweiterung. Dieser Aspekt war insbesondere Gegenstand der anschließenden Diskussion. Dabei ging es um die Frage nach der Einschätzung der Quellenlage zum Thema Migration. In den Bundes-, Landes- und Stadtarchiven sind staatlich generierte Quellen und Objekte vorhanden. In manchen Bereichen sind diese jedoch schlecht dokumentiert. Wesentlich ist aber die Frage der Leserichtung und der Multiperspektivierung des vorhandenen Materials.

Rainer Ohliger formulierte für die interkulturelle Öffnung von Museen folgende strategische Arbeitsfelder:

- Zielformulierung und Zielüberprüfung;
- Veränderungen bei institutionellen Strukturen, Aus- und Fortbildung, Inhalten;
- Vernetzung der Akteure;
- Erschließung neuer Ziel- und Besuchergruppen;
- Prozessbegleitung und kontinuierliche Evaluation.

Impulse dazu kommen zurzeit von einigen nationalen und internationalen Akteuren und Ansätzen. Dazu gehören das Kreuzbergmuseum, die Kooperation von Ruhr(land)museum und dem Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei (DOMiT), das Haus der Wannseekonferenz, das Projekt „Stadtteil-mütter“, die „Route(n) der Migration“, das Stadtmuseum in Stuttgart, das Jüdische Museum Berlin, das Deutsche Historische Museum Berlin und das Migration-Audio-Ar-



Rainer Ohliger

chiv. Von Bedeutung ist auch die Verankerung des Themas in Schulbüchern sowie im Ausbildungsangebot der Hochschulen.

Als thematische Schwerpunkte nannte Rainer Ohliger: Nationalsozialismus und Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft, die Rolle der Migrations- und Minderheitengeschichte, die Herkunftsgeschichte, unterschiedliche nationale Narrative sowie die Denationalisierung von Geschichte und Erinnerung. Dabei betonte er, dass der Nationenbegriff nicht nur kritisch betrachtet werden sollte, sondern die positiven Errungenschaften im Sinne der Nation als Möglichkeitsraum von Freiheit gewürdigt werden sollten.

In der anschließenden Gesprächsrunde wurde über eine Annäherung auf europäischer Ebene anhand gemeinsamer Geschichtsbücher diskutiert. Migrationsgeschichte ist teilweise in den Rahmenrichtlinien der Länder vorhanden. Die Schwierigkeit besteht jedoch in der Realisierung von Multiperspektivität sowie in der Konsensfindung bei einer gesamteuropäischen Erzählung. So birgt die Erzählung des Ersten Weltkrieges als europäische Geschichte ein hohes Konfliktpotenzial.

Als weitere Schwierigkeiten im Umgang mit dem Thema Migration benannte Rainer Ohliger die Defizitorientierung, Kulturalisierung und

Exotisierung bei vielen Darstellungen. Diese Aspekte sowie die Frage nach dem Vergleich mit anderen sozialen Bewegungen, etwa der Frauenbewegung und der Arbeiterbewegung, bestimmten die nachfolgende Diskussion. Aus dem Publikum wurde die Frage nach dem Unterschied zwischen sozialen Bewegungen und der Bewegung von Migranten aufgeworfen. Dabei wurde diskutiert, ob es eine soziale Bewegung unter Migranten gibt, ob die Notwendigkeit dafür besteht und ob einige bestehende Initiativen und Organisationen als Bewegung gewertet werden können. Nach Einschätzung von Rainer Ohliger existiert keine solche soziale oder politische Bewegung, was auch darauf zurückzuführen sei, dass es nicht „die Migranten“ als homogene Gruppe mit abgestimmten Konzepten gibt. Im Fachforum konnten nicht alle Fragen ausführlich diskutiert werden; deutlich wurde, dass es in Bezug auf Begriffe und Konzepte noch einer vertiefenden Auseinandersetzung und Verständigung bedarf.

Multiperspektivität und interkulturelle Öffnung: eine Herausforderung für Museen in der Einwanderungsgesellschaft

Dietmar Osses, Leiter des LWL-Industriemuseums „Zeche Hannover“, Bochum.

Dietmar Osses gab in seinem Beitrag einen Überblick über wesentliche Trends in der multiperspektivischen Museumsarbeit. Die interkulturelle Öffnung ist ein wichtiges Ziel, das sich sowohl in den Themen der Ausstellungen als auch in den Sammlungsstrategien zeigen sollte. Die Wahrnehmung einer Einwanderungsgesellschaft führt zwangsläufig auch zu der Auseinandersetzung mit neuen Zielgruppen und ihren Erinnerungen und deren Darstellung in Museen. Diesen Herausforderungen stellen sich bereits zahlreiche Einrichtungen in Deutschland und ermöglichen so eine kulturelle Teilhabe breiter Bevölkerungsteile, so die Einschätzung von Dietmar Osses. Wollen speziell Museen die neue, diverse Zielgruppe „Menschen mit Migrationshintergrund“ im Sinne von Audience Development für sich gewinnen, muss eine Partizipation ermöglicht werden. Hierzu lassen sich zwei Tendenzen feststellen: Zum einen wenden sich Museen bei der Konzeptionierung einer Ausstellung „den Menschen hinter den Exponaten“ zu, um die Gegenstände mit Geschichten und Erinnerungen zu bereichern. Zum anderen wird evaluiert, welche Eindrücke die Ausstellungen bei den jeweiligen Zielgruppen bewirken. Als Motto sollte

dabei stets gelten: ein interkultureller Dialog auf Augenhöhe.

Die Museumslandschaft, so Dietmar Osses, ist nicht mehr ohne eine interkulturelle Öffnung zu denken. Federführend sind dabei die Regional- und Stadtmuseen, die mit zahlreichen Ausstellungen zum Themenkreis Migration und Interkultur die rege Diskussion in Fachkreisen anknüpfen. Zur Debatte steht dabei nicht, ob etwas in diesem Bereich getan werden muss, sondern wie die Strategien und Maßnahmen aussehen sollten. Der partizipative und integrative Ansatz der Ausstellungskonzeptionen zeigt sich in den vielfältigen Perspektiven bei der Darstellung und in den verschiedenen thematischen Schwerpunkten, die von Heimat über Arbeit bis hin zur Migration selbst und dem Leben in der neuen Heimat reichen.

Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung eines dialogischen Ansatzes für die Ausstellungskonzeptionen und damit für die Aufnahme neuer Akteure in die Geschichtsschreibung. Die multiperspektivische Erinnerungskultur eröffnet neue Sichtweisen auf die Geschichte(n). Divergierende Bedeutungen von Objekten und Erinnerungen müssen oftmals ausgelotet

werden, um ein neues Verhältnis von Geschichte und Erinnerung zu ermöglichen, das unterschiedliche Perspektiven der Mehrheitsgesellschaft und der Zugewanderten einbezieht. Die interkulturelle Öffnung der Kultureinrichtungen kann so zu einer neuen Form der multiperspektivischen Erinnerung führen. Die neuen Zugänge für Menschen mit Migrationshintergrund – als Publikum und Partner – können Exklusionstendenzen auf verschiedenen Ebenen entgegenwirken. Entscheidend für die Museumsarbeit ist eine stärkere Vernetzung der Akteure. Sie dient nicht nur dem Austausch, sondern ermöglicht eine gemeinsame Zielsetzung für die Profilierung und die Durchführung von gemeinsamen Projekten.



Dietmar Osses

Helden im Museum – Wege zur kulturellen Teilhabe

Anja Hoffmann, Referentin für Bildung und Vermittlung, LWL-Industriemuseum, Dortmund

Welche Erfahrungen machen Museen im Zusammenhang mit kultureller Teilhabe von Menschen mit Migrationshintergrund? Über ein konkretes Beispiel berichtete Anja Hoffmann in ihrem Beitrag. Mit der kulturhistorischen Ausstellung „Helden – von der Sehnsucht nach dem Besonderen“ anlässlich der Kulturhauptstadt RUHR.2010 hat

das LWL-Industriemuseum neue Wege jenseits der Industriekultur betreten. Die Ausstellung in der Heinrichshütte in Hattingen präsentierte Leit- und Streitfiguren der multikulturellen Gesellschaft im Ruhrgebiet, die die jeweiligen zeit- und kulturspezifischen Wertesysteme widerspiegeln. Vor allem in der Abteilung „Helden heute“

wurde explizit auf die „zugewanderten Helden“ eingegangen. Ausgangspunkt war dabei folgende These: Helden von Zuwanderern und ihren Familien haben im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik nur eine geringe Präsenz. In Regionen mit vielen Menschen mit persönlicher oder familiärer Migrationsgeschichte kommt

diesen „zugewanderten Helden“ aber zunehmend Bedeutung zu.

Um zu überprüfen, ob und wie die Vermittlung der multikulturellen Perspektive bei unterschiedlichen Zielgruppen ankommt, wurden bei der Helden-Ausstellung zwei Wege erprobt. Zum einen sprachen die Ausstellungsmacher gezielt Multiplikatoren an: Integrationsbüros der Kommunen, Kultur- und Moscheevereine usw. Die Anfrage umfasste eine Einladung zum kostenlosen Besuch der Ausstellung mit anschließendem Austausch über die Konzeption und die Bitte, die Ausstellung im Rahmen der Möglichkeiten zu bewerben. Von siebzehn angefragten Institutionen meldeten neun Interesse an, zumeist aus dem türkisch-islamischen Kulturbereich. Aus dem ersten Besuch – junge Moscheelotsen von DITIB Dortmund – ging

zum Beispiel hervor, dass ein Interesse an gezielten Themenführungen bestand, insbesondere zu „Glaubenshelden“. Auch ein Raum der Stille für die Verrichtung von Pflichtgebeten wurde erbeten.

Ein zweiter Ansatz war die „Helden-Werkstatt“. In Zusammenarbeit mit Schulen der Region stellten Schülerinnen und Schüler aus dem Ruhrgebiet ihre Heldenbilder vor. Die 1.900 Schüler und 150 Lehrkräfte aus 38 Schulen sammelten Heldenbilder, hinterfragten sie und gestalteten ihre Erkenntnisse als Objekte für eine eigene Ausstellung. Zum Ergebnis des Schulprojekts sagte Anja Hoffmann: „Es gab nur wenige multikulturelle Bezüge. Ob durch die Lehrer gesteuert oder selbstbestimmt – meist wurden Helden des Alltags, der Medien und des Sports favorisiert, unabhängig von

der eigenen oder familiären Herkunft. Nur Schüler der Oberhausener Gesamtschule Osterfeld mit türkischem Familienhintergrund thematisierten in einem Porträtprojekt Atatürk als Nationalheld sowie türkische Serienschauspieler als Medienhelden. Fünf Mädchen aus einem Dortmunder Moscheeverein interviewten ihre Großväter als ihre 'Helden der Arbeit' zu ihrem Lebens- und Arbeitsweg.“ Es bleiben die Fragen, inwieweit der multikulturelle Ansatz der Ausstellung von den Schulen überhaupt vermittelt wurde und wie das offene Themenspektrum sich auf die Inhalte der Helden-Werkstatt auswirkte. Insgesamt zeigte sich unter den Kinder und Jugendlichen ein einheitliches, überwiegend medienorientiertes Heldenbild.

Gemeinsame Wege für eine Gegenwart mit Zukunft

Dr. Andreas Eberhardt, Geschäftsführender Vorstand der Stiftung Deutsch-Israelisches Zukunftsforum, Berlin

Die Aktivitäten der 2007 gegründeten Stiftung Deutsch-Israelisches Zukunftsforum stellte Andreas Eberhardt in seinem Beitrag vor. Aufgrund der Vergangenheit besteht eine besondere Beziehung zwischen Deutschland und Israel und umgekehrt. Der Blick auf Israel aus deutscher Sicht ist in den letzten Jahren kritischer geworden, aber auch der Blick von Israel auf Deutschland hat sich verändert. Die Entwicklung der deutsch-israelischen Beziehungen bildet die Grundlage der Stiftungsarbeit.

Bei den bisherigen geförderten Projekten geht es darum, ein Bild der heutigen Gesellschaft in Israel und Deutschland zu vermitteln und neue Gruppen in den Austauschprozess einzubeziehen. Ein Beispiel ist das Projekt „Third Generation“. Hier fand eine Auseinandersetzung mit den Erzählungen der

beiden Länder statt, dabei wurden vielfältige Perspektiven und verschiedenste Biografien einbezogen. An dem bilateralen Projekt „A future in friendship“ sind die Hochschule für Film und Fernsehen in Potsdam und das Film- und TV-Department des Sapir Academic College Sderot beteiligt. Unter anderem produzieren die Studierenden acht Kurzfilme über ihre jeweilige Sicht auf das andere Land. Ein weiteres Projekt mit jungen Menschen war ein deutsches Popfestival in Israel unter dem Namen „ILanD – Young people create Future“.

Nach der Auswertung der Einzelprojektförderung werden derzeit die Förderschwerpunkte für die nächsten Jahre festgelegt. Eine wichtige Erfahrung ist für Andreas Eberhardt: Die Beteiligten auf israelischer Seite spiegeln die Viel-

falt der israelischen Gesellschaft wider, auf deutscher Seite ist die Vielfalt unter den Projektteilnehmern nicht so stark ausgeprägt. Dies stellt einen Anknüpfungspunkt für die zukünftige Arbeit dar.

Aus dem Publikum schloss sich die Frage an, wie die Stiftung mit den aktuellen Konfliktfeldern in Israel umgeht. Schwerpunkt der Stiftungsarbeit sei die beiderseitige Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, sagte Andreas Eberhardt, trotzdem schlage sich die aktuelle Situation in den Projekten nieder, weil die Konflikte ein Teil des Lebens in Israel seien.

Interkulturelle Experimente in einer superdiversen Gesellschaft

Marlous Willemsen, Direktorin des Imagine IC (Identity and Culture), Amsterdam

Marlous Willemsen stellte in ihrem Beitrag die Geschichte, das Konzept und die Praxisansätze ihrer Institution vor. Das Imagine IC wurde 2001 von der Landesregierung und der städtischen Verwaltung im Stadtteil Zuidooost eingerichtet. Dies ist mit 80.000 Einwohnern und mehr als 130 Nationalitäten der ethnisch vielfältigste Stadtteil. Marlous Willemsen betonte dabei ausdrücklich, dass Nationalität nicht die einzige Dimension von Vielfalt ist. Auftrag von Imagine IC ist es, das großstädtische „Erbe der Zukunft“ zu sammeln. Die Einrichtung lädt Menschen ein, ihre Geschichte und Kultur mit Hilfe von verschiedenen Aktivitäten zu beschreiben. Diese Geschichten sind Ausgangsbasis für Ausstellungen, audio-visuelle Programme und digitale Produktionen sowohl für Neuankommende als auch Einheimische.

Die Arbeit von Imagine IC ist wesentlich bestimmt durch die Anwendung des Prinzips der Superdiversität. Als neues Paradigma beschreibt Superdiversität jedoch kein neues gesellschaftliches Phänomen, sondern die Diversität, die sich in Europa seit 1991 kontinuierlich entwickelt hat. Die komplexen und mehrdimensionalen sozialen Strukturen können nicht mehr anhand von ethischen Kategorien und Minderheitengruppen definiert werden. In der praktischen Arbeit von Imagine IC stehen die Menschen mit ihren Geschichten im Mittelpunkt. Zusammen mit Künstlern und Wissenschaftlern werden Ausstellungen mit lokalem und nationalem Bezug entwickelt. Arbeitsschwerpunkte sind die moderne Immigrationsgeschichte, die aktuelle Immigration und die interkulturelle Zukunft der großstädtischen Gesellschaft. Eine Auseinandersetzung mit diesen komplexen Fragestellungen erfolgt beispielsweise durch die Fokussierung auf Themen wie Großstadt, Jugendliche und Sport, Unternehmer, Wirt-

schaft und kulturelle Diversität. Zu letzterem Themenkomplex beteiligt sich Imagine IC auch an dem europäischen Projekt „Entrepreneurial Cultures in European Cities“, weitere Projektpartner sind das Amsterdamer Historische Museum, das Museum für Europäische Kulturen in Berlin und das Berliner Nachbarschaftsmuseum.

Hinsichtlich der sich verändernden Rolle der Museen in der superdiversen Gesellschaft sagte Marlous Willemsen: „Museen sind nicht länger eine Autorität, sondern ein Netz von Menschen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Perspektiven und Positionen, die zusammen den Inhalt des Museums formen. Hierzu ist ein hohes Maß an Partizipation nötig.“ Daher stellt sich immer stärker die Frage, wer in die Konzeption von Ausstellungen einbezogen wird. Anhand von Beispielen stellte Marlous Willemsen exemplarisch dar, wie partizipative Ansätze praktisch erfolgen können. So wurden beispielsweise in dem europäischen Projekt „Out of the Cube“ vier Künstler beauftragt, interkulturelle Experimente zu entwickeln. Eines davon trägt den Titel „New Geographies“. Dabei hat die Künstlerin Monica de Miranda einen innovativen Ansatz der Kartografie entwickelt, bei dem die Protagonisten die Entfernungen auf der Weltkarte nicht in Kilometern darstellen, sondern – nach emotionalem Maßstab – aufgrund ihrer Beziehungen zu den unterschiedlichen Orten. Durch diese Form der Visualisierung des persönlichen Kosmos' wurden unterschiedliche und gemeinsame Sichtweisen – unabhängig von der Herkunft – thematisiert. Eine weitere Veranstaltung im Kontext des „Out of the Cube“-Projektes war „Echt Nederlands“. Die zentralen Fragen waren: Wer oder was ist niederländisch und wer definiert, was in Zukunft niederländisch sein soll? Dass die von Imagine IC initiierten Debatten sehr kontrovers

aufgenommen werden, erläuterte Marlous Willemsen an einem Beispiel. Das aktuelle Projekt „Chicks, Kicks & Glory“ dokumentiert anhand von Comiczeichnungen das Phänomen der zunehmenden Anzahl an Mädchen beim Kickboxen. Nach Ausstellungseröffnung erreichte die Initiatoren eine anonyme Hass-Mail, in der die Ablehnung gegenüber der superdiversen Gesellschaft sehr deutlich formuliert wurde.

Imagine IC versteht sich als Labor, das experimentell neue Themen und neue Arbeits- und Darstellungsformen erarbeiten kann, dabei kommen unterschiedliche Medien zum Einsatz. Ein wesentliches Ziel ist es, anderen Kulturinstitutionen die entwickelten Strategien zur Verfügung zu stellen und Kooperationen zu initiieren. Eine Ergänzung zu dem Vortrag von Marlous Willemsen kam aus dem Publikum, von Rita Klages vom Berliner Nachbarschaftsmuseum. Sie stellte kurz das Prinzip der Stadtteilarbeit vor, wo es ebenfalls darum geht, die gesellschaftlichen Bedingungen zu erspüren und mit geeigneten Konzepten auf die Museen zuzugehen.

Handlungsempfehlungen und Fazit

Im Anschluss an die Vorträge erarbeiteten die Teilnehmenden des Forums in fünf Gruppen Handlungsempfehlungen und Visionen. Die zentralen Aussagen sind nachfolgend zusammengefasst.

Als notwendig wurde erachtet, dass es zu einer stärkeren Vernetzung in der Museumsarbeit kommt, um die Ressourcen für Multiperspektivität zu bündeln. Eine Konkretisierung der kulturpolitischen Rahmenbedingungen wäre wünschenswert, beispielsweise indem der Nationale Integrationsplan auch Handlungsempfehlungen an spezielle Fördermaßnahmen koppelt. Eine staatliche Unterstützung von Experimentierwerkstätten, ähnlich dem Imagine IC, könnte neue Impulse für etablierte Kultureinrichtungen geben. Einen ebenso bedeutenden Faktor stellt die Personalpolitik dar: Der angestrebte wechselseitige Lernprozess kann in einer superdiversen Gesellschaft nur erreicht werden, wenn sich die gesellschaftliche Zusammensetzung

auch in der Teamzusammensetzung widerspiegelt und das bestehende Personal interkulturell qualifiziert wird.

Im Wettbewerb um das knappe Gut der Aufmerksamkeit müssen Strategien entwickelt werden, um mit neuen Themen neue Besucher zu erreichen. Bei der Ausweitung des Spektrums sollte ein ethnisch kodierter Blick vermieden werden. Neue Besucher sollten über Inhalte und nicht aufgrund ihres ethnischen Hintergrundes mobilisiert werden. Besucherorientierung wird somit zum zentralen Merkmal auch bei der Programmgestaltung. So sollte durch frühe Partizipation ein „barrierefreier Zugang“ ermöglicht werden. Mehrsprachigkeit und eine diverse Bildsprache kann dabei eine Strategie sein. Es bedarf der Moderation zwischen Marketing, Vermittlung, inhaltlicher Arbeit und Partizipation. Eine weitere Möglichkeit des Audience Development besteht darin, Ausstellungen an andere, zen-

trale Orte und zu den potenziellen Besuchern zu bringen. Kritisch angemerkt wurde, dass es Kultur, Theater und Ausstellungen „für alle“ nicht gibt. Es kam die Frage auf, ob spezielle museumspädagogische Konzepte für die Einwanderungsgesellschaft notwendig sind.

Bei der Inklusion von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte sollten konsequent Strategien des Audience Development angewendet werden, wobei auch die Superdiversität der „neuen Zielgruppe“ Beachtung finden muss. Dabei sollte nicht nur der Migrationshintergrund betrachtet werden, sondern auch die soziale Herkunft als analytische Kategorie für Besucheranalyse und -befragung herangezogen werden. Eine Bedarfs- und Bedürfnisanalyse muss dabei für die einzelnen Typen von Museen stattfinden, mit Blick auf das jeweilige Zielpublikum.



Meinhard Motzko

Freitag, 29.10.2010

Grußwort

Anselm Weber und Thomas Laue, Schauspielhaus Bochum

Kultur ist schön, macht aber viel Arbeit: Diese Äußerung von Karl Valentin wandelte Anselm Weber ab in „Interkultur ist sehr schön, macht aber noch mehr Arbeit“ und bezog sich dabei auf die Entstehungsgeschichte des Theaterstücks „Next Generation“. Die Aufführung, die die Kongressteilnehmenden am Abend vorher gesehen hatten, sei das Ergebnis eines Jahres intensiver Arbeit gewesen und der Einflüsse und Erfahrungen aus den letzten fünf Jahren. „Das heißt, das Thema Interkultur, mit dem auch Sie sich beschäftigen, braucht eine ungeheure Konstanz und Energie“, so Anselm Weber. Sehr erfreut zeigte sich der Intendant des Bochumer Schauspielhauses über die ersten Medienreaktionen zu „Next Generation“, aus denen er zitierte: „ein Forum der Demokratie“, „es ist etwas von, nicht über Menschen“ und „das ist das Theater, was unsere Gesellschaft braucht“.

Chefdramaturg Thomas Laue skizzierte die Intentionen, die hinter der Programmgestaltung des Bochumer Schauspielhauses stehen. Ein Stadttheater müsse sich mit der

Stadt und ihrer Zusammensetzung beschäftigen. „Deshalb verlassen wir das Theater, suchen Geschichten und die Menschen, die dahinterstecken. Es soll zum Dialog kommen. Wir wollen Verbindungen herstellen zwischen dem Zentrum der Stadt und den verschiedenen Quartieren und den Menschen, die dort leben.“ Theater dürfe sich jedoch nicht auf die Beschreibung der Situation beschränken, sondern müsse etwas Neues schaffen. „Das heißt für uns in dieser Saison: Bopropa – Bochum und Europa. Denn man muss den Ort, an dem man lebt in ein Verhältnis setzen und einen Dialog herstellen mit etwas, das weit über diesen Ort hinausreicht, in diesem Falle: Europa und die Welt.“

Konkret bedeutet dieser Dialog mit der Welt, dass in Bochum zurzeit mehrere Regisseure aus dem nicht-deutschsprachigen Raum Produktionen erarbeiten, gemeinsam mit dem Ensemble des Schauspielhauses. Umgekehrt inszeniert die Bochumer Regisseurin Monika Gintersdorfer ein Stück mit Musikern und Tänzern aus Abidjan. „Diese

Art des Arbeitens erweitert die Sicht auf die Welt“, sagte Thomas Laue. Interkultur sei für das Schauspielhaus Bochum mehr als ein Dialog zwischen Migranten und Nicht-Migranten, es gehe vielmehr um einen Dialog der gesamten Stadt über ihren gegenwärtigen Zustand und über ihre Zukunft. „Theater ist für uns ein Ort, der Gegenwart beschreibt, um die Zukunft gestaltbar zu machen. Deshalb freuen wir uns, dass wir in dieser Diskussion, die nicht nur das Theater betrifft, in den letzten Jahren starke Partner gefunden haben, besonders Ulla Harting und ihr Referat. Sie stehen für eine Landesregierung, die jetzt zu unserem direkten Partner wird, durch die Zusammenarbeit bei der neuen Akademie Interkultur. Sie soll eine offene Institution sein, an der viele Menschen aus unterschiedlichen Bereichen darüber nachdenken, wie wir die Zukunft in dieser Region, in Nordrhein-Westfalen gestalten wollen. Ich bedanke mich sehr dafür, dass das möglich ist und freue mich auf die Zusammenarbeit.“

Das Diversity Puzzle – Innovative Strategien für kulturelle Vielfalt

Dr. Dragan Klaic, Central European University, Budapest



Dr. Dragan Klaic

Dragan Klaic sprach in seinem Vortrag über die Herausforderungen und Chancen, denen öffentliche Kulturinstitutionen im Bezug auf Interkulturalität begegnen.

Öffentliche Kulturorganisationen unter Druck

Durch Migration ist – in Deutschland und anderswo – eine Vielfalt von kulturellen Gewohnheiten, Normen und Präferenzen entstanden, die auch die kulturellen Einrichtungen beeinflussen und betreffen. Gleichzeitig übt die Digitalisierung

Druck auf Kulturinstitutionen aus, beispielweise sich auf einer eigenen Webseite zu präsentieren. Viele von ihnen haben erst spät begriffen, dass ihre Webseite nicht nur eine Art elektronischer Broschüre ist, sondern eine Möglichkeit, Aufgaben und Leitbilder lebendig zu kommunizieren.

Zudem wird der Bereich Kultur im Zuge der Globalisierung immer stärker von der kommerziellen Kulturindustrie dominiert. Die öffentlichen Einrichtungen müssen sich auf einem großen, unübersichtli-

chen und hart umkämpften Markt behaupten. Und sie leiden unter einer wachsenden Finanzierungslücke, da auf der einen Seite die Kosten steigen und auf der anderen Seite die Subventionen stagnieren bzw. schrumpfen. In den Niederlanden löst diese Situation derzeit ein regelrechtes Erdbeben aus. Die dortige Regierung plant, die Subventionen im Kulturbereich um 25 Prozent zu kürzen. Die letzte Kürzung fand im Jahr 1981 statt. Für viele Einrichtungen ist also eine bisher unbekannte Situation eingetreten, und es entsteht Panik, weil man nicht weiß, wie stark die Kürzungen das öffentliche Kulturangebot beschädigen. Diese Krise kann überwunden werden, jedoch erst in etlichen Jahren und nur mit großen Schäden.

In anderen europäischen Ländern sieht es im öffentlichen Kultursektor ähnlich aus: Es soll für weniger Geld mehr geleistet werden. Die Einrichtungen sind unterbesetzt, unterfinanziert und das Personal überarbeitet. Hinzu kommen eingefahrene Strukturen, institutionelle Routine und Ermüdung, die Kritik wird lauter – und all das führt bei den Kultureinrichtungen schlussendlich zu Panik.

Ein hoher Nachholbedarf

Die meisten Kulturinstitutionen wurden im 19. oder 20. Jahrhundert gegründet, in einer Ideologie der nationalen Identität, Kultur und homogenerer Bevölkerungen. Sie verwenden häufig noch immer eine eingeschränkte, spezialisierte und anachronistische Typologie oder übertragen bürgerliche Bildungsmaßstäbe auf ihre Angebote. Heute ist jedoch der Gegensatz zwischen Hochkultur und Alltagskultur veraltet, es geht vielmehr um den Kampf zwischen öffentlicher und kommerzieller Kultur. Die kommerzielle Kultur ist abhängig vom Output der öffentlichen Kultureinrichtungen, von den Talenten und Innovationen, die hier hervorgebracht werden. Aber die öffentlichen Institutionen imitieren die kommerzielle Kultur, anstatt die eigenen Besonderheiten und Funktionen hervorzuheben.

Der öffentliche Kulturbereich in Europa ist heute zweifach in Gefahr: Zum einen wird er seit längerem bedroht durch die neoliberale Politik expandierender Märkte. Der Glaube daran, dass der Markt alles regeln wird, scheint ungebrochen, der Finanzkrise von 2008 mitsamt ihren schlimmen Folgen zum Trotz. Zum anderen existiert eine neue Bedrohung durch populistische Revolten. Deren Verfechter sagen: Öffentliche Kultureinrichtungen sind ein Hobby der Linken, und links ist „out“. Ihr anderes Argument lautet: Das ist ein Spielzeug der Eliten, dafür können sie selber bezahlen. Und die „gewöhnlichen Leute“ sind auch mit den Produkten der kommerziellen Kultur zufrieden, sie brauchen nichts anderes. Diese Ansichten erheben sich in ganz Europa, als Slogan, als politische Kampagne und als Druck, den öffentlichen Kulturbereich zu schwächen und zu reduzieren. Das ist der große Kontext, in dem interkulturelle Fragestellungen stehen, und er betrifft nicht nur die Kultur, sondern auch die demokratischen Systeme.

Prozesse, keine Kampagnen

Kulturelle Vielfalt ist kein Problem, das durch Kampagnen beherrschbar gemacht werden muss, sondern eine greifbare Realität, eine Herausforderung, der man sich stellen muss, und aus der ein Nutzen zu ziehen ist. Um kulturelle Vielfalt als Vorteil zu sehen, ist interkulturelle Kompetenz notwendig: Fähigkeiten, die von allen gefordert sind, um in den Institutionen eine andere Mentalität, eine positive Haltung zu generieren. Es handelt sich hierbei um einen langfristigen, internen Prozess, der eine breite Palette an Interessengruppen umfasst. So müssen der Vorstand, die Geschäftsführung, das Personal und die beteiligten Künstler mit einbezogen werden. Sie müssen über interkulturelle Kompetenzen verfügen und unterschiedliche Herkunftskulturen vertreten. Man kann kein interkulturelles Publikum gewinnen, man ist nicht glaubwürdig, wenn das eigene Management nicht interkulturell ist.

Programmoptionen

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, um auf der Programmebene eine interkulturelle Öffnung der Kulturinstitutionen voranzutreiben. Beispielsweise kann der Fokus auf die Topografie der Institution gelegt werden, indem Kooperationsprojekte mit Partnern vor Ort entwickelt werden. Sie schaffen die Verbindung zwischen den unterschiedlichen Communities und den Kultureinrichtungen. Ein Beispiel dafür sind langfristige Schulprojekte, dazu existieren in Deutschland bereits zahlreiche praktische Erfahrungen.

Eine andere Möglichkeit ist ein erweiterter Umgang mit Themen. Statt jeden Abend etwas anderes zu bieten, könnten zu interkulturellen Themen Programme über mehrere Wochen oder Monate entwickelt werden. Dies bedeutet eine künstlerische Herausforderung, und man muss ein Team bilden, um die interkulturelle Arbeit voranzutreiben. Längere Programme schaffen eine Gelegenheit zum Diskurs mit potenziellen Partnern. Es entsteht eine Interessengemeinschaft auf Zeit, die öffentlichen Kulturinstitutionen werden so zu einer Plattform für Demokratie.

Internationale Kooperationen sind ebenfalls ein Weg zur Interkulturalität, wenn die Betonung auf die Herkunftsländer der Immigranten gesetzt wird.

Museen sollten Konzepte entwickeln, die sich nicht auf die Präsentation der vorhandenen, meist national oder europäisch ausgerichteten Sammlungen beschränken. Ein herausragendes Beispiel ist das Museum of World Culture in Göteborg. Dort wurde die ethnologische Museologie reformiert. Die alte ethnologische Sammlung wird bei passender Gelegenheit genutzt, aber sie gibt nicht die Programmatik vor. Das Museum bietet keine permanente Ausstellung, sondern eine durchgängige Programmgestaltung, bei der „Artists in Residence“ als Kuratoren fungieren. Es gibt Filme, Konferenzen, Kinderprogramme und selbst das angeschlossene Restaurant ist einge-

bunden: Für einige Monate arbeiten alle zu einem bestimmten Thema oder Land.

Die Darstellenden Künste sind noch immer im Kanon des Standardrepertoires gefangen. Sie müssen etwas Neues entwickeln, um interkulturell zu arbeiten und der Realität von heute gerecht zu werden. Dazu ist Recherche nötig, eine Neuinszenierung von Lessings „Nathan der Weise“ reicht nicht.

Auch im Konzertbereich dominiert ein schmales Angebot. Die Musikprogramme beschränken sich normalerweise auf Europäisches, von Händel bis Strawinsky. Sie sind extrem konservativ und dann wundern sich die Veranstalter, dass sie nur noch ältere Leute als Publikum haben. Auch hier ist eine starke Erweiterung des Spektrums erforderlich.

Festivals sind ein gutes Instrument, um Themen wie Globalisierung oder Migration zu präsentieren. Sie bieten eine Plattform, um breite lokale und internationale Kooperationen zu initiieren. Ein couragiertes Beispiel ist ein Festival in Athen, bei dem Asylbewerber als Musiker auftraten, als Kontrapunkt zur vorherrschenden, eher fremdenfeindlichen Atmosphäre.

Räumlichkeiten

Die Orte, an denen Kultur stattfindet, sollten Möglichkeiten bieten für Geselligkeit und Freizeit, für Bildung und Debatten. So können sie zu einem Forum der Demokratie werden. Erreichbar ist dies beispielsweise durch ganztägige Zugänglichkeit. Die Räume im Innern der Gebäude und das, was dort geschieht, sollten von außen sichtbar sein durch große Leinwände, die an den Fassaden angebracht sind. Durch diese Transparenz werden die Gegensätze von Innen und Außen überwunden, die Kultureinrichtungen geben damit Impulse für eine partizipatorische Demokratie.

Beispielhaft hierfür ist Italien, wo große Festivals zu wissenschaftlichen oder politischen Themen, aber auch zu Spiritualität oder Essen stattfinden und viele Menschen anlocken. Diese Festivals

sind ein Versuch der Zivilgesellschaft, sich selber einen Ort aufzubauen, an dem gesellschaftliche und intellektuelle Debatten geführt werden, für die weder im italienischen Parlament noch im Fernsehen Platz ist.

Öffentliche Kultureinrichtungen sollten ihre Räumlichkeiten einladend und flexibel gestalten, so dass alle tatsächlichen oder symbolischen Barrieren abgebaut werden. Dann können sie zeigen, dass sie ein interessanterer und angenehmerer Ort sind als ein Einkaufszentrum. Kultureinrichtungen sind mehr als eine Touristenattraktion, sie sind – vor allem für die einheimische Bevölkerung – ein Impuls, eine Struktur und ein Knotenpunkt der Demokratieentwicklung.

Systematische Maßnahmen

Um eine interkulturelle Öffnung in den Kulturinstitutionen zu verankern, bietet es sich an, mit Vorbildern und Mentoren mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen zu arbeiten. Sie sollten auch die Aufgabe übernehmen, Nachwuchstalente aus verschiedenen Herkunftsländern zu suchen. Es könnte eine Aufgabe der geplanten NRW-Akademie Interkultur sein, systematische Scouting- und Coaching-Programme zu entwickeln, sodass die Künstlerszene in den nächsten Jahren viel multikultureller wird.

Außerdem sollte auch bei der Rekrutierung von zukünftigen Entscheidungsträgern multikulturelle Herkunft eine Rolle spielen. Heutzutage findet man, auch im Kulturbereich, in Leitungspositionen meist weiße ältere Männer, seltener Frauen, jedoch kaum Junge oder Menschen mit multikulturellen Wurzeln. In den Niederlanden gab es dazu ein sehr interessantes Projekt (www.atana.nl). Dort wurden junge, qualifizierte Immigranten angesprochen, die an Kultur und Kulturpolitik interessiert waren. Sie absolvierten Crash-Kurse, hospitierten in Kultureinrichtungen und sprachen mit Entscheidungsträgern. Einige Zeit danach konnte man feststellen, dass viele von ihnen in Vorständen und anderen leitenden Positionen in Kultureinrich-

tungen arbeiteten. Dieser Erfolg führte dazu, dass inzwischen andere Institutionen, etwa im Gesundheits- oder Bildungsbereich, das Projekt kopiert haben.

„Artists in Residence“ und externe kritische Beobachter sind zwei weitere Möglichkeiten, Interkulturalität zu fördern, denn sie können die lokale Kulturpolitik verändern – wenn man dies zulässt. Zum Beispiel lud die Stadt Amsterdam in den 90er-Jahren einen externen Beobachter ein – Trevor Davies, ein Brite aus Kopenhagen –, der die Situation im Kulturbereich analysieren sollte. Er schrieb einen kritischen Bericht mit dem Hauptbefund, dass die Kultureinrichtungen sich viel stärker öffnen müssten, vor allem gegenüber jungen Künstlern. Daraufhin lud die Stadt nie wieder einen Berater von außerhalb ein, bis zu diesem Jahr. Zunächst kam wieder ein Brite, mit vielen Erfahrungen im Bereich Kunst und Bildung. Das ist ein heikles Thema, denn viele Künstler sagen: Wir sind Künstler und nicht für pädagogische Aufgaben zuständig. Außerdem wurde der Direktor der Istanbul Kultur- und Kunststiftung (www.iksv.org), eine bedeutende private Institution, gebeten, die Defizite der städtischen Kulturpolitik in Amsterdam zu analysieren. Diese Art von Beobachtern ist durch ihre Perspektive von außen sehr wertvoll.

Ich bin selbst Mitglied einer internationalen Beratergruppe, die vom niederländischen Kultusministerium mit einer Analyse beauftragt wurde. Die Gruppe besuchte die wichtigsten niederländischen Kultureinrichtungen im Bereich der Darstellenden Künste und beurteilte Programmatik, Personalentwicklung und interkulturelles Engagement. Ob dieser Bericht allerdings von der neuen niederländischen Regierung genutzt wird, ist mehr als fraglich.

Untersuchungen in Großbritannien haben gezeigt, dass im Bezug auf die Zusammensetzung und Zielrichtung sowohl monokulturelle Minderheitsorganisationen als auch multikulturelle bzw. interkulturelle und interdisziplinäre Organisationen notwendig sind.

In Zukunft wird interkulturelle Kom-

petenz zu einem Hauptkriterium für eine öffentliche Kulturförderung werden, dies gilt insbesondere für die kommunale Ebene. Die Geldgeber werden dies über Monitoring, Selbstevaluation oder externe Bewertungen prüfen. Die NRW-Akademie Interkultur könnte sich entsprechend die Entwicklung und Anwendung von Interkultur-Indikatoren zur Aufgabe machen.

Bestandsaufnahme

Soziale Kohäsion ist in Europa eine Frage der interkulturellen und intergenerationellen Solidarität. Es steht ein großer Umbruch bevor, wenn die Generation der Babyboomer, der heute 55- bis 65-Jährigen, das Rentenalter erreicht. Angesichts der demografischen Situation wird sich Interkulturalität zu einem bedeutenden Merkmal der öffentlichen Kultur entwickeln. Dies verlangt eine Reform, die innerhalb der existierenden Institutionen und Strukturen nicht zu bewältigen ist, weil sie zu stark in Traditionen verhaftet sind. Eine Institution wie der Deutsche Kulturrat kann nicht das Instrument zur Förderung von Interkulturalität sein. Erforderlich sind vielmehr breit angelegte lokale Allianzen, an denen auch Menschen beteiligt sind, die nicht im Kulturbereich arbeiten, zum Beispiel Pädagogen oder zivilgesellschaftliche Gruppen.

Ein positives Beispiel für die Förderung der interkulturellen Neuorientierung ist etwa das von der Kulturstiftung des Bundes initiierte Projekt „Wanderlust“. Durch binationale und internationale Theaterprojekte werden Stadttheater motiviert, einen Blick in die Welt zu werfen. Sie erhalten die Möglichkeit, ausländische Künstler mit lokalen Initiativen und Aktivitäten in Verbindung zu bringen. Die internationale Zusammenarbeit erweitert den Horizont und schärft das interkulturelle Profil der eigenen Institution.

Beim Umgang mit dem kulturellen Erbe herrscht immer noch eine Ideologie des Bewahrens und nicht des Engagements. Es gibt in Europa eine dramatische Kluft zwischen Kunstschaffenden und denjenigen, die zum kulturellen Erbe arbeiten. Es wäre sehr wichtig,

dass sich Museen beim Umgang mit dem Erbe der multikulturellen Situation in unseren Gesellschaften stellen. Nicht nur in einigen Alibiveranstaltungen, sondern indem sie Multi- und Interkulturalität als Bereicherung verstehen und gestalten.

Europäische Dimension

Die europäischen Länder tun wenig, um die versprochene Umsetzung der UNESCO-Konvention zur kulturellen Vielfalt voranzutreiben. Die Regierungen sehen die Konvention eher als Einschränkung des eigenen Gestaltungsrahmens.

Auch die Kulturpolitik auf EU-Ebene stimmt nicht optimistisch. Von dem 126 Milliarden Euro im Budget der Europäischen Union werden ganze 40 Millionen Euro für Kulturförderung ausgegeben, das entspricht dem Budget eines Opernhauses. Trotzdem hat es eine nicht unwichtige symbolische Bedeutung, dass Kultur in der Planung und im Haushalt der EU eine Rolle spielt.

Von großer Bedeutung ist es, die EU-Strukturfonds besser für Kultur und interkulturelle Kompetenz zu nutzen. Das heißt: nicht länger für gigantische Neubauten, die auf einem Kulturverständnis der 70er-Jahre beruhen und für deren Beispielung das Geld fehlt, sondern indem man in „Humankapital“ investiert.

Für die Öffentlichkeit wenig sichtbar, kämpfen verschiedene Interessenvertretungen für die Berücksichtigung der kulturellen Dimension beim europäischen Einigungsprozess, allen voran die Initiative Culture Action Europe.

Der Europarat hat, um Erfahrungen zu sammeln, ein Programm aufgelegt, in dem zwölf Städte in ganz Europa ihre eigene interkulturelle Rolle ausloten und voneinander lernen. Städte können zur interkulturellen Entwicklung weitaus mehr beitragen als regionale und nationale Regierungen. Die Städte, die kommunalen Einrichtungen sind der Ort, wo alles beginnt (www.coe.int/t/dg4/cultureheritage/culture/cities/default_en.asp).

Es gibt ein Potenzial, einen europäischen interkulturellen Raum zu schaffen: polyphon, inklusiv und dynamisch. Wenn es möglich ist, sich auf einen Begriff der europäischen Staatsbürgerschaft zu verständigen, dann muss er die kulturelle Dimension beinhalten. Und dann muss auch selbstverständlich sein, dass die Zukunft der öffentlichen Kultur auf interkultureller Kompetenz und interkulturellen Kapazitäten beruht.

Kreativwirtschaft – ein Euphemismus

Im Anschluss an seinen Vortrag beantwortete Dragan Klaić einige Fragen aus dem Publikum. Zusammenfassend dargestellt ist hier seine Einschätzung der Kreativwirtschaft.

Der Begriff der Kreativwirtschaft, der Cultural Industry, hat sich – ausgehend von Australien und Großbritannien – wie ein Virus über ganz Europa verbreitet. Er ist irreführend, da er die Unterschiede zwischen kommerzieller und öffentlicher Kultur verwischt. Kulturelle Prozesse sind per se keine industriellen Prozesse. Kreativwirtschaft macht die ökonomische Perspektive zur dominanten. Hinter der Entwicklung steckt nur der Wunsch, die öffentliche Kultur abzuschaffen bzw. die öffentliche Hand von ihrer Verpflichtung der Kulturförderung zu befreien.

Wir müssen uns darauf konzentrieren, die Qualitäten der öffentlichen Kultur zu nutzen und zu stärken, ihre Lebendigkeit, ihre Ausstrahlung, ihre essenzielle demokratische Funktion. Öffentliche Kultur verfügt über ein interkulturelles Bewusstsein, sie differenziert und ist kritisch. Kommerzielle Kultur hingegen bedeutet die Aufrechterhaltung von Stereotypen, sie scheut kritische und kontroverse Haltungen. Ihr Hauptantrieb ist es, Profit zu machen und das sollte nicht mit einem Euphemismus wie Kreativwirtschaft beschrieben werden.

Podiumsdiskussion: Kreative Labore der Gesellschaft von morgen



Podiumsteilnehmer/innen (v.l.n.r.):

Winfried Kneip

Leiter Kompetenzzentrum Bildung,
Stiftung Mercator GmbH

Shermin Langhoff

Künstlerische Leiterin des
Ballhaus Naunynstraße

Dr. Gualtiero Zambonini

Integrationsbeauftragter des West-
deutschen Rundfunks (WDR)

Gabriele Warminski-Leitheußer

Bürgermeisterin für Bildung, Ju-
gend, Gesundheit und Sport der
Stadt Mannheim

Helga Kirchner

Ehemalige WDR-Hörfunk-Chefre-
dakteurin (Moderation)

Asli Sevindim

Direktorin Stadt der Kulturen, Kul-
turhauptstadt RUHR.2010

Zülfiye Kaykin

Staatssekretärin für Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen
(nicht im Bild)

*Der Text ist eine zusammenfassende
Darstellung der Diskussion.*

Moderatorin: Kulturelle Verände-
rungen setzen Lernen voraus. Herr
Kneip, was sind, nach Ihren Erfah-
rungen mit interkultureller Kunst
und Kultur, die Hürden bei diesem
Lernprozess?

Winfried Kneip: Die größte Hürde
ist, dass man die Künste instrum-
entalisiert, dass man glaubt, sie
müssten etwas verändern. Sie kön-
nen das tun, aber es passiert
nicht per se. Damit Bildungsprozes-
se Verstetigung erreichen, müssen
sie von Profis begleitet werden.
Auch bei interkulturellen Projekten
liegt der Fokus leider meist auf Ak-
tivitäten, es fehlt an Begleitung,
Reflexion und Auswertung. Interkul-
turelle Öffnung ist ein komplexer,
längerer Prozess. Deshalb muss
man wegkommen von Projekten,
die ihre ganzen Mittel in Aktion
stecken, aber nicht beachten, dass
Rahmenbedingungen nötig sind.

Moderatorin: In der interkulturellen

Arbeit ist es wichtig, unterschiedli-
che Perspektiven einzunehmen.
Warum ist das, bei Individuen und
Institutionen, oft so schwierig?

Winfried Kneip: Im modernen Ma-
nagementtraining wird vermittelt,
dass Fehler konstruktiv sind. Ande-
rerseits wird in unserer Gesell-
schaft Effizienz und Perfektion ver-
langt. Das gilt auch für Projekte,
die öffentlich gefördert werden: Sie
dürfen nicht scheitern und müssen
nachweisen, wie sinnvoll das Geld
genutzt wird. Das hat Einfluss auf
diejenigen, die die Arbeit machen
und auf diejenigen, mit denen die
Arbeit gemacht wird. Der Gedanke
der Fehlertoleranz, des Ausprobie-
rens, der zu jedem künstlerischen
Projekt gehört, erfordert eine an-
dere Haltung. Das wird in unserer
Gesellschaft nicht honoriert.

Moderatorin: Frau Langhoff, mich
hat irritiert, dass Sie die Arbeit im
Ballhaus Naunynstraße als „post-

migrantisches“ Theater bezeich-
nen. Warum dieser Begriff?

Shermin Langhoff: Ich hätte es
auch Neues Deutsches Theater
nennen können, aber dafür sind wir
alle noch nicht reif genug. Ich woll-
te mich absetzen von dem, was
bisher meist als migrantisches
Theater gesehen wird, nämlich ei-
ne Art „Migrantenstadt“. Das war
zumindest die Situation, als ich mit
dem Theater angefangen habe. Es
gab vor allem eine kleinteilige,
durchaus wohlmeinende Förderung
von Projekten, die sich innerhalb
der Community bewegten. Aus-
schlaggebend für die Förderung wa-
ren nicht ästhetische, sondern so-
ziokulturelle Kriterien. Der Begriff
„postmigrantisch“ soll davon ab-
grenzen, soll darauf hinweisen: Es
kommt etwas Neues, aus einem
dritten oder vierten Raum, und es
betrifft die gesamte Gesellschaft in
ihrer Diversität, weil sie diese ein
Stück weit abbildet und hinterfragt

und vielleicht auch neu visionieren kann.

Hinzu kommt noch etwas anderes: Begriffe und Begriffsklärungen sind in Deutschland sehr wichtig. Ich bin es aus meiner künstlerischen und politischen Arbeit gewöhnt, dass ich „begriffen“ werde und Begriffe über mich konstituiert werden. Es war sozusagen das Empowerment, zu sagen: Wir wollen uns selber definieren.

Natürlich ist das „post“ nicht wörtlich zu nehmen, es ist kein „danach“, denn die Migration geht weiter. Es geht um die zweite und dritte Generation von Migranten, um Künstlerinnen und Künstler, die nicht mehr das Trauma der Ankunft beschäftigt. Auf den Film bezogen heißt das: Es geht nicht um ein „Kino der Fremdheit“, sondern um Filme, die von einem transkulturellen, translokalen Leben erzählen, wie bei Fatih Akın und anderen.

Im politischen Raum „Deutsches Theater“ gibt es bisher nur wenig Interkulturelles. Es fehlten mir bestimmte Erzählungen und Perspektiven, und da bin ich bin nicht die einzige, Thomas Laue gehört sicher mit zu den ersten, die dieses „Fehlen von“ gesehen haben. Für ein postmigrantisches Theater gab es also viele Beweggründe, und ich wollte damit auch provozieren und das ist gelungen, mit dem Begriff und mit dem Objekt.

Moderatorin: Mannheim ist eine Stadt mit Einwohnern aus 160 Nationen, knapp 40 Prozent der Bevölkerung hat einen Migrationshintergrund. Im Jahr 2007 hat die Stadt ein Handlungskonzept für interkulturelle Kulturarbeit entwickelt. Frau Warminski-Leitheußer, was macht besonders Mühe, wenn städtische Einrichtungen ein solches Handlungskonzept voranbringen sollen?

Gabriele Warminski-Leitheußer: Nach meiner Beobachtung denken große städtische Kultureinrichtungen Interkultur nicht wirklich mit. Die Konzeptentwicklung war zunächst ein Akt des Sich-Bewusstwerdens über den hohen Migrantenanteil in der Stadt. Deutlich

wurde auch, dass es viele Handlungsmöglichkeiten gibt. Trotzdem ist das Umsetzen schwierig, denn es hat mit Veränderungen zu tun. Das betrifft nicht nur die Programme, sondern auch die Ressourcen, denn man muss natürlich in interkulturelle Projekte viel mehr Arbeit stecken.

Moderatorin: Nach meiner Erfahrung ändern sich Institutionen nur, wenn viel Überzeugung vorhanden ist, vor allem auch bei der Leitung. Gilt das auch für die öffentlichen Kultureinrichtungen in Mannheim?

Gabriele Warminski-Leitheußer: Es reicht nicht aus, sich in einer Sparte etwas vorzunehmen, es muss eingebettet sein in eine Gesamtstrategie. Das ist ein Prozess, der sich in Mannheim entwickelt hat. Wir haben sieben Ziele definiert und eines ist: Wir wollen offen sein für Fremdheit in dieser Stadt, wir wollen Vorbild sein für tolerantes Zusammenleben in einer Stadt. Wenn das vom Gemeinderat und vom Oberbürgermeister ausgeht, wenn die Kultureinrichtungen von oben aufgefordert werden, etwas zu ändern, dann wird dieser Prozess klarer, gesteuerter und konkreter. Die Beschlüsse des Gemeinderats haben dazu geführt, dass alle Kultureinrichtungen in ihren Zielkatalog aufgenommen haben: Wir wollen ganz konkret und messbar unseren Anteil von Kunden mit Migrationshintergrund erhöhen. Gemessen wird mit Kennzahlen und das bedeutet: Im nächsten oder übernächsten Jahr werden wir genau sehen, ob die Maßnahmen etwas gebracht haben.

Moderatorin: Gualtiero Zambonini hat die interkulturelle Arbeit im WDR mit initiiert und entscheidend geprägt, zum Beispiel das Funkhaus Europa. Was ist beim Prozess des Lernens in einer Institution besonders schwierig?

Gualtiero Zambonini: Lernen ist mit Angst verbunden – mit einer neuen Herausforderung, der ich mich stellen muss – und mit Freude. Wir haben im WDR von unten versucht, die interkulturelle Arbeit zu entwickeln. Vor fast 20 Jahren hatten wir eine Europa-Werkstatt,

mit Redakteuren aus Fremdsprachensendungen, also Sendungen in den Muttersprachen der Migranten, und Redakteuren aus Kultur und Politik. Wir haben überlegt, wie man eine interkulturelle Produktion etablieren kann. Dann bekamen wir einen Sendeplatz auf WDR 5 und haben mit viel Freude angefangen. Das war der erste Kern der interkulturellen Arbeit, aus dem sich später das Funkhaus Europa entwickelte. Außerdem war Fritz Pleitgen als Intendant an dem Thema interessiert. Diese Kombination von bottom-up und top-down war wichtig. Die Unternehmenskultur muss stimmen, sonst sickert der Prozess nicht nach unten durch.

Eine Angst beim interkulturellen Lernprozess im WDR war, etwas simplifiziert ausgedrückt: Der Integrationsbeauftragte zwingt uns im Auftrag des Chefs, sozialpädagogische Programme für Migranten zu machen. Wir haben versucht, die lustvolle Seite, das Spannende daran zu vermitteln: die Vielfalt unserer Gesellschaft in unserem Programm zu Wort kommen zu lassen. Das ist interessant und bedeutet eine kreative Herausforderung. Wir haben aber auch vermittelt, dass es nicht um einzelne Bevölkerungsgruppen geht, sondern um den Wandel der gesamten Gesellschaft.

Moderatorin: Frau Sevindim, Sie haben im Zusammenhang mit den Projekten bei RUHR.2010 mit Verantwortlichen vieler städtischer Kultureinrichtungen gesprochen und gearbeitet. Was waren dabei die wichtigsten Lektionen zur interkulturellen Öffnung?



Helga Kirchner

Asli Sevindim: Interessant war für beide Seiten, dass wir zunächst nicht über künstlerische Inhalte gesprochen haben, sondern über ein grundsätzliches Thema: Es muss ein klares Bekenntnis dazu geben, dass unsere Gesellschaft ist, wie sie ist. Dass Menschen mit Migrationshintergrund ein selbstverständlicher, nicht mehr wegzudiskutierender Teil der Gesellschaft sind. Diese Erkenntnis verändert unsere Haltung. Zum Beispiel bei der Diskussion um die Rütli-Schule in Berlin war die Haltung falsch. Es wurden nur die Probleme gesehen, und die Lösung hieß für viele: Die sollen nach Hause gehen. Aber die Frage muss lauten: Diese Kids gehören zu uns, was machen wir jetzt mit ihnen?

Auch wenn wir über Kultureinrichtungen reden, gehört das Bekenntnis dazu: Alle, die hier leben, gehören dazu. Und dann ändern sich die Haltung, die Programme, der Umgang miteinander.

Moderatorin: Frau Warminski-Leitheußer, reichen politische Absichtserklärungen, ein Ratsbeschluss oder Kennziffern, um in den Köpfen und Programmen der Kulturinstitutionen etwas zu ändern?

Gabriele Warminski-Leitheußer: Als Bildungsbürgermeisterin bin ich für alle Bildungsinstitutionen für Kinder und Jugendliche zuständig. Unser Hauptziel in Mannheim ist es, Bildungsgerechtigkeit zu erreichen. Das heißt, dass jedes Kind entsprechend seinen Fähigkeiten und Anlagen einen maximalen Bildungserfolg erzielt. Dazu ist es notwendig, dass genügend leistungsfähige Bildungsinstitutionen existieren. Mit den Kennzahlen überprüfen wir, ob unsere Maßnahmen greifen. Das ist wichtig, weil nicht alles, was theoretisch gut klingt, wirklich wirkt.

Wir wollen auch eine kulturelle Teilhabe ermöglichen. Erst wenn es gelingt, viele Kinder – und nicht nur bestimmte Schichten – an kultureller Bildung zu beteiligen, entsteht Kreativität, entstehen die Anstöße. Von diesem Ziel sind wir nicht nur in Mannheim weit entfernt.

Moderatorin: Die Stiftung Mercator investiert viel in Bildung und Interkultur. Herr Kneip, was ist nötig an politischer Vorarbeit, damit die Arbeit von Stiftungen wirksam sein kann?

Winfried Kneip: Eine Stiftung kann per se wirksam sein. Aber man sollte die Möglichkeiten nicht überschätzen: Wenn sämtliche Mittel aller Stiftungen ins Verhältnis zu den gesamten jährlichen Bildungsausgaben in Deutschland gesetzt werden, könnten Stiftungen einen halben Tag finanzieren. Das heißt, sie müssen sich auf bestimmte Bereiche konzentrieren und sich ganz konkrete Ziele setzen. Es ist zum Beispiel nicht wirksam, vor allem Einzelprojekte zu fördern, weil die Nachhaltigkeit fehlt. Es ist auch nicht die Aufgabe von Stiftungen, zu reproduzieren, was öffentliche Stellen tun sollen. Wir wollen Beispiele geben, die ein Anschub sein können, nicht nur für öffentliche Stellen, sondern für alle, die in dem Bereich Kultur, interkulturelle Öffnung wirken. Und hier ist unsere Unabhängigkeit sehr wertvoll, wir können etwas ausprobieren, uns Fehlertoleranz erlauben oder ein Risiko eingehen.

Moderatorin: Bevor Zülfiye Kaykin im Sommer 2010 zur Staatssekretärin ernannt wurde, war sie Geschäftsführerin der Begegnungsstätte bei der Moschee in Duisburg-Marxloh. Davor engagierte sie sich lange Jahre ehrenamtlich für ein interkulturelles Zusammenleben. Frau Kaykin, was ist Ihr wesentliches Fazit aus dieser Arbeit?

Zülfiye Kaykin: Bei der Begegnungsstätte war meine zentrale Aufgabe die Koordination der Kommunikation mit der Bevölkerung. Kommunikation war auch bei meiner früheren beruflichen Tätigkeit wichtig, ich war im Einzelhandel tätig, in einem Familienunternehmen. Dort war übrigens die Qualifikation wichtig, nicht die Herkunft einer Person. Das ist leider häufig anders, auch in der aktuellen Debatte: Menschen werden auf ihre Herkunft und insbesondere die Religion reduziert. Wir müssen in die Mehrheitsgesellschaft transportieren, dass Menschen mit Zuwande-

rungsgeschichte viele Interessen haben und auch viele Gemeinsamkeiten mit den anderen. Das wollte ich in meinen verschiedenen ehrenamtlichen Tätigkeiten vermitteln und sehe es auch in meiner jetzigen Funktion als eine wichtige Aufgabe. Die Grundlage der Integration, des Zusammenlebens ist Vertrauen, das Gefühl der Zugehörigkeit. Man muss unterscheiden zwischen Menschen, die neu zuwandern oder denjenigen, die seit 50 Jahren hier sind. Sie möchten sich einbringen und das muss man kommunizieren. Das sind Erkenntnisse, die ich in mein neues Amt mitbringe. Vor allem möchte ich auch vermitteln: Integration muss gelebt werden.



Zülfiye Kaykin

Moderatorin: Was muss jetzt geschehen, um die interkulturelle Öffnung zu verstärken, sie selbstverständlich werden zu lassen? Was plant die Landesregierung für diese Legislaturperiode?

Zülfiye Kaykin: Integration ist ein Prozess, der nicht ständig neu definiert werden muss. Johannes Rau hat in einer Rede gesagt: Wir müssen Integration gestalten, ohne Angst und ohne Träumereien. Integration gestaltet sich in diesem Land seit Jahren, und wir wollen Bewährtes mit neuen, ergänzenden Richtlinien weiterführen. Zum Beispiel haben wir beschlossen, Integrationsagenturen und Komm-In-Projekte, also die Integration vor Ort, zu stärken.

Nach dem Verständnis der Landesregierung ist Integration eine Querschnittsaufgabe. Das heißt nicht, dass jeder etwas für sich macht,

sondern es muss gebündelt werden, auch vor Ort. Interkulturelle Öffnung muss auf allen Ebenen stattfinden. Nicht nur der demografische Wandel lässt uns erkennen, dass das Land vielfältiger wird, dass andere Bedürfnisse entstehen. Darauf müssen wir passgenau reagieren. Wir wollen kein Kind zurücklassen, war eine Aussage von Hannelore Kraft im Wahlkampf, im Hinblick auf die Bildung. Und das ist ein entscheidender Punkt: kein Kind, egal ob mit oder ohne Migrationshintergrund. Bei der Förderung sollte nicht zwischen Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte differenziert werden, daran müssen wir in NRW arbeiten.

Moderatorin: Neben Bildung und Arbeit ist die interkulturelle Öffnung von Kultureinrichtungen ein dritter Bereich von Integration. Was ist hier geplant?

Zülfye Kaykin: Die Integration als Querschnittsaufgabe zu bündeln ist die Aufgabe unseres Ministeriums. Speziell für Kunst und Kultur ist ein anderes Ministerium zuständig, und es fördert natürlich Kultur als Interkultur. Gefördert werden Kulturprojekte und vor allem die frühkindliche Förderung, damit Kinder viel früher mit Kunst und Kultur in Berührung kommen. Gestärkt werden soll außerdem die interkulturelle Öffnung von Museen und Theatern, nicht nur inhaltlich, sondern auch personell, damit man Identifikationsmöglichkeiten schafft. Dazu führen wir auch wissenschaftliche Begleitungen und Forschungsprojekte durch, deren Erkenntnisse alle Ministerien zur Orientierung nutzen können. Es gibt noch eine Reihe von offenen Fragen, auf die wir Antworten suchen. Zum Beispiel: Wie funktioniert interkulturelle Öffnung im Alltag? Was bedeutet sie für das Personalmanagement? Wie muss das in Kommunen geschehen? Welche Instrumente gibt es?

Moderatorin: Herr Kneip, an welchen Maßstäben orientiert sich eine Stiftung, die interkulturelle Öffnung fördert?

Winfried Kneip: Stiftungen haben sich früher oft am „Reparaturge-

danken“ ausgerichtet, heute verfolgen sie eher einen systemischen Ansatz. Zum Beispiel hat das Land NRW eine Initiative gestartet, um 100 Gymnasien zu Ganztagsgymnasien zu entwickeln. Wir als Stiftung haben 30 Gymnasien ausgewählt, mit folgender Zielsetzung: Wir wollen dafür sorgen, dass Kinder und Jugendliche aufgenommen werden, die sonst aufgrund der Grundschulempfehlungen nicht dorthin gekommen wären. Und wir setzen uns dafür ein, dass sie langfristig einen individuellen Bildungserfolg erzielen. Die Abbrecherquote gerade bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationsgeschichte ist sehr hoch, das hat auch PISA bestätigt. Um das zu ändern, braucht man eine neue Lernkultur an Gymnasien. Wir haben sechs Jahre um herauszufinden: Wie muss sich Didaktik verändern und wie kommt man zu einer Lernkultur, die über die Fächergrenzen hinaus denkt, zu einer neuen Schulkultur? Wir haben uns mit diesem Projekt engagiert, weil die Landesregierung gesagt hat: Wenn die Ergebnisse positiv sind, wird das auch zum Standard für die anderen Gymnasien. Das ist eine seltene Situation, dass nach der Stiftungsförderung etwas von einer Kommune oder einem Land in die Regelförderung übernommen wird.

Wie Frau Warminski-Leitheußer halte ich die kommunale Ebene bei Bildung und Interkultur für besonders wichtig. Landesregierungen können vor allem Rahmenbedingungen schaffen, die Umsetzung erfolgt durch die Kommunen. Stiftungen arbeiten immer stärker als Moderator, sie fördern Netzwerke und stärken Strukturen, oft auch in Zusammenarbeit mit anderen Stiftungen. Ziel ist es, die Kräfte vor Ort zu stärken.

In vielen Orten existieren gute Ansätze und Projekte, aber die Kommunen wissen oft nichts voneinander. Deshalb wollen Stiftungen nicht nur moderieren, sondern die Arbeit auch kritisch begleiten, zum Beispiel Doppelstrukturen aufzeigen, denn es muss nicht jeder alles machen. Es gibt in NRW ein großes, auch künstlerisches Potenzial und viele gute Beispiele. Um

Verstetigung und Wirksamkeit zu erzielen, muss man gute Ansätze zusammenbringen und Strukturen herstellen.

Shermin Langhoff: Frau Kaykin hat gesagt, man muss trennen zwischen denen, die 50 Jahre hier sind oder erst seit kurzer Zeit. Das sehe ich anders. Aber ich möchte auf eine andere Trennung hinweisen, die aus der Politik resultiert, zum Beispiel, wenn EU-Bürger nach kurzer Zeit auf kommunaler Ebene das Wahlrecht haben und andere, die seit Jahrzehnten hier leben, nicht.

Was die interkulturelle Öffnung betrifft: Man muss das Interesse bei denen fördern, die in diesem Land für Kultur und Kulturpolitik verantwortlich sind. Am mangelnden Interesse scheitert vieles. Davon gab es früher mehr, in den 80ern, da sprach man von Mitbürgern. Dann kam die Wende und es begann die Suche nach der deutschen Identität. Jetzt sind wir beim interkulturellen Zusammenleben vielleicht wieder dort, wo wir schon Ende der 80er-Jahre waren.

Das ökonomische Argument wird immer wieder angebracht, die Bereicherung durch Vielfalt. Aber wir reden hier doch über öffentliche Einrichtungen, die aus Steuergeldern gefördert werden. Warum müssen wir da von Reichtum sprechen, warum reden wir nicht von der Einbeziehung einer multikulturellen Stadtgesellschaft? Wir haben in unserem Theater die Erfahrung gemacht: Es steckt in jedem etwas, das müssen wir herausholen. Es kommt auf die Regisseure oder auch die Politik an, etwas aus dem zu machen, was da ist. Die ökonomischen Aspekte werden sehr häufig von der demagogischen Seite betont.

Gualtiero Zambonini: Ich stimme zu, wir sehen oft vor allem das ökonomische Prinzip, aber das ist nicht mein Ansatz und auch nicht der des WDR. Mein Auftrag ist Integration und kulturelle Vielfalt, weil Integration keine Einbahnstraße sein soll. Mit Ressource meine ich die lebendige kulturelle Vielfalt unserer Gesellschaft. Wir reden über



v.l.n.r.: Shermin Langhoff, Dr. Gualtiero Zambonini, Gabriele Warminski-Leitheußer

das große Umfeld: demografischer Wandel, Globalisierung, Fachkräftemangel. Es wäre fatal, wenn wir Migration und Integration herausgelöst aus diesem Kontext thematisieren. Wir reden über eine Gesellschaft, die sich vervielfältigt in sehr viele Segmente, Perspektiven und Lebensentwürfe. Vermeiden müssen wir allerdings eine künstliche Trennung, wie sie zum Beispiel bei der Diskussion über den Fachkräftemangel gemacht wird, wo unterschieden wird zwischen denen, die wir brauchen oder nicht brauchen.

Ein mir sehr wichtiges Prinzip ist die individuelle Förderung und Anerkennung, zu schauen, was für ein Potenzial in einem Menschen steckt. Und zwar unabhängig von der Herkunft. Das ist nicht nur im pädagogischen Bereich, sondern auch im kulturellen Bereich notwendig.

Zülfiye Kaykin: Mir erscheint sehr wichtig, dass wir in der Diskussion nicht immer wieder Begriffe wie „Integration“ neu definieren. Es hat lange gedauert, bis wir erkannt haben, dass wir ein Einwanderungsland sind. Inzwischen sind wir eher zu einem Auswanderungsland geworden. Es ist längst an der Zeit, über Partizipation, das Übernehmen von Verantwortung zu reden. Damit haben wir in Duisburg im Jahr 2000 begonnen, denn wir wollten diese Gesellschaft mitgestalten, weil wir ein Teil von ihr

sind. Diese Haltung ist auch in der Landesregierung angekommen.

Wir stehen als Landesregierung ein für das kommunale Wahlrecht, Menschen müssen ihre Stadt mitgestalten können. Die Teilhabe muss gesichert werden, dafür müssen wir uns alle gemeinsam stark machen. Integration wird von allen anders definiert. Oft wird sie nur in eine Richtung gesehen, aber es muss von beiden Seiten etwas geschehen, beide müssen sich bewegen. Dazu muss man nachhaltige Strukturen aufbauen und Identifikationsmöglichkeiten schaffen. Menschen mit Migrationshintergrund müssen sich in der Öffentlichkeit wiedererkennen, auch in Kunst und Kultur. Hier ist die frühkindliche Förderung sehr wichtig.

Asli Sevindim: Bei jeder Debatte zu Einzelthemen von Interkultur stehen am Schluss generelle Fragen zur Integration im Mittelpunkt. Ich empfinde es fast als Beleidigung, wenn ich als „integriert“ bezeichnet werde. Integration meint den Normalzustand, dass Menschen in der Gesellschaft klarkommen, Zugang und Chancen haben. Das hängt natürlich auch von den Rahmenbedingungen ab. Die Ausgrenzung zum Beispiel wegen der Hautfarbe, wegen einer anderen Sprache oder einer anderen Religion ist unabhängig von der Dauer des Lebens in Deutschland. Die Ausgrenzungsmechanismen funktionieren, egal wann.

Zur kulturellen Vielfalt als Reichtum: Ich kann verstehen, dass das positiv gemeint ist, denn es gibt keine moderne Gesellschaft mehr, die kulturell nicht vielfältig ist. Selbst wenn man alle in den letzten 50 Jahren Zugewanderten wegbeamten würde, wäre diese Gesellschaft ein Universum von unterschiedlichsten Menschen. Denn Vielfalt ist nicht nur interkulturell, das wird oft vergessen. Trotzdem ist es für jemanden, der hier geboren ist und zu dieser Gesellschaft etwas beiträgt, oft schwierig, wenn dieser Faktor Bereicherung ins Spiel kommt. Denn dann ist man immer schnell beim Gegenpol. Zum Beispiel, wenn der bayerische Politiker Beckstein sagt: Wir brauchen mehr Ausländer, die uns nützen, und weniger, die uns ausnützen. Solche Äußerungen machen die Debatte schwierig, aber auch die Gefühlslage. Man fühlt sich schnell bewertet, mit Plus- und Minuspunkten. Auch bei der deutschen Bevölkerung gibt es Minuspunkte, aber sie kann man nicht einfach ausweisen. Das ist eine ganz schwierige emotionale Situation, mit der wir in der Debatte umgehen müssen. Ich glaube, dass die Ungleichzeitigkeit problematisch ist: Es gibt Menschen, die angekommen sind und hier ganz selbstverständlich leben. Andere Zugewanderte befinden sich in einem Schwebestadium.

Es ist längst Zeit zu verhandeln: Wer sind wir eigentlich? Was ist in Zukunft „deutsch“? Denn deutsch ist heute etwas anderes als vor 50 Jahren, das ist die Realität, mit der wir umgehen müssen.

Gabriele Warminski-Leitheußer: Mich stört diese ganze öffentliche Integrationsdebatte enorm, denn eigentlich ist es eine Verteilungsdebatte. Die wörtliche Übersetzung von „integrieren“ lautet: aus Einzelteilen etwas Neues zusammenfügen. Es ist völlig normal, dass unterschiedlichste Menschen zusammenleben. Ein Bayer ist anders als ein Norddeutscher, und wenn sie zusammenkommen, passiert etwas Neues, das kann man nicht aufhalten. Wichtig ist, dass alle, die hier leben, gleiche Chancen haben: beim sozialen Aufstieg, bei der Bildung, bei den Informationen

und Zugängen. Es gibt Leute, die nichts abgeben, nichts verändern wollen, weil sie Angst haben, etwas zu verlieren. Und es gibt Leute, die mit Wut darauf reagieren, dass sie nicht die gleichen Chancen haben, und die endlich etwas haben wollen. Hier ist staatliche Verantwortung gefragt, denn wir sind ein Sozialstaat. Das bedeutet, jeder muss ungeachtet der Herkunft die gleichen Chancen haben durch Bildung aufzusteigen. Diese Gerechtigkeit herzustellen ist eine politische Aufgabe. In Mannheim haben wir uns gesagt: Wir übernehmen diese Verantwortung. In der Realität ist der Bildungserfolg privatisiert, er ist abhängig von den Eltern. Die Kommunen müssen mit ihren Bildungseinrichtungen dafür sorgen, dass Bildungs- und Förderdefizite ausgeglichen werden.

Plenardiskussion

Ein Thema der abschließenden Diskussion war die Förderung interkultureller Aktivitäten. Eine Forderung lautete, dass die freie Kunst- und Kulturszene stärker unterstützt werden sollte. Außerdem wurde gefragt, ob das Motto „Demokratie statt Integration“ bedeute, dass die Förderung spezieller interkultureller Programme überflüssig sei.

Shermin Langhoff sprach sich dafür aus, dass es neben gesamtgesellschaftlichen Förderstrategien auch weiterhin spezifische Förderungen geben müsse, sowohl für öffentliche Kultureinrichtungen wie für die freie Szene. Denkbar sei neben finanziellen Anreizen eine Quotenregelung bei Stellenbesetzungen, um eine stärkere Präsenz von Menschen mit Migrationshintergrund zu fördern. Auch Asli Sevinç hielt es für sinnvoll, die Mittelvergabe mit Interkultur-Kriterien oder Quoten zu verbinden. Generell sei es wichtig, für Interkultur zusätzliche Gelder zur Verfügung zu stellen. Es lohne sich, besonders die großen Kultureinrichtungen zur interkulturellen Öffnung zu bewegen, „denn dort liegen die großen Möglichkeiten, die ‘Tanker’ müssen sich bewegen.“

Eine internationale Einschätzung zur Rolle der öffentlichen und frei-

en Kultureinrichtungen kam von Dragan Klaić: Nirgendwo in Europa sei die Trennung zwischen beiden und die Differenz bei der finanziellen Förderung so groß wie in Deutschland.

Freie Szene und öffentliche Einrichtungen dürften sich nicht gegeneinander ausspielen lassen, warnte Ulla Harting. Die freie Szene werde geschätzt und gefördert. „Wir werden uns dafür einsetzen, alle Förderbudgets zu erhöhen. Aber gestatten Sie uns, einige Zeit besonders die Öffnung der öffentlichen Kultureinrichtungen zu unterstützen.“

Ein weiterer Schwerpunkt der Diskussion galt dem Thema „Integration“. Mehrere junge Kongressteilnehmerinnen äußerten ihr Unverständnis und ihren Ärger über die Debatten. „Ich bin hier geboren, ich weiß gar nicht, in was ich mich integrieren soll“, hieß es. Eine Teilnehmerin meinte, dass das Stichwort „Integration“ diskriminierend wirken könne, zum Beispiel bei der Benennung einer beruflichen Bildungsmaßnahme. „Das macht sich im Lebenslauf nicht gut.“

Der Auseinandersetzung mit der Integrationsdebatte könne man sich nicht entziehen, meinte Zülfiye Kaykin. „Es reicht nicht zu sagen, ich gehöre dazu, wenn in der Öffentlichkeit eine komplett andere, polarisierende Diskussion läuft.“ Ähnlich war die Einschätzung von Shermin Langhoff: „Wir haben nicht die Chance, die Debatte zu verweigern, wenn wir nicht wollen, dass wie in anderen europäischen Ländern Rechtspopulisten an die Regierung kommen.“

Vor den Folgen einer übertriebenen Integration, einer Assimilierung, warnte eine Kongressteilnehmerin aus Mexiko: „Alles gleichzumachen, bedeutet einen Kulturverlust. Das haben wir in Mexiko 60 Jahre lang gegen unsere Urbevölkerung gemacht und dabei viel verloren an Sprachen und Eigenheiten. Das wäre schade für Deutschland.“

Zülfiye Kaykin verwies auf die Fortschritte: „Bei diesem Kongress diskutieren Menschen mit und ohne

Migrationshintergrund auf Augenhöhe. Vor zehn Jahren war das noch anders, da wurde geredet und entschieden über Migranten, nicht mit ihnen.“ Integration sei ein Prozess, der festgeschriebene Rahmenbedingungen brauche. Dazu gehörten Fördermittel, aber auch gesetzliche Regelungen. Deshalb werde jetzt in Nordrhein-Westfalen über ein Integrationsgesetz beraten, das 2012 in Kraft treten soll. Zwar würden Migranten inzwischen mehr in Entscheidungsstrukturen einbezogen, aber immer noch nicht genug, entgegnete Shermin Langhoff. Hinzu käme oft eine ökonomische Benachteiligung. „Migrantinnen in Kultureinrichtungen sind viel seltener fest angestellt, da kann vom Dialog auf Augenhöhe nicht die Rede sein.“

Das Schlusswort hatte Gualtiero Zambonini. Als ein zentrales Problem der Integrationsdebatte bezeichnete er das Auseinanderklaffen zwischen Realität und Politik bzw. Medien, die die Definitionsmacht hätten. Bei den Redebeiträgen habe ihm das Selbstbewusstsein gefallen, das Bekenntnis zur eigenen Biografie. „Das Selbstbewusstsein hilft uns vielleicht auch zu der Brücke der gegenseitigen Wertschätzung. Auch die Deutschen sind unsicher, was ihre Identität betrifft, besonders nach der Wende. Sie haben in diesem Zusammenhang viel an Integration geleistet, aber das erkennen sie selber nicht.“

Abschluss: Perspektive Kultur – Bilanz des Kongresses

Peter Landmann, Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes

Nordrhein-Westfalen

Ich habe selten eine Veranstaltung erlebt, die mit einer so hitzig-engagierten Diskussion endete. Das zeigt, der Bedarf miteinander zu reden ist sehr hoch, und wir sollten deshalb überlegen, wie wir auf der Landesebene das Gespräch fortführen können.

Unser Referat ist das einzige dieser Art in Deutschland, das sich systematisch mit interkultureller Kunst und Kultur beschäftigt. Wir haben also eine spezielle Thematik, aber Aufgabe des Referates ist es auch, dafür zu sorgen, dass die Förderung interkultureller Arbeit bei der Förderung von Kunst und Kultur als ein Querschnittsthema begriffen und behandelt wird. Für die spezielle Förderung interkultureller Kunst und Kultur hat das Referat Budgets, aber sie sind relativ klein. Die entscheidende Frage ist deshalb: Wie kann interkulturelle Kulturarbeit auch zum Thema für andere Förderbudgets werden?

Nehmen wir das Beispiel kulturelle Bildung: Dort haben wir Förderprogramme wie „Jedem Kind ein Instrument“ oder „Kulturrucksack“. Dabei ist ein zentraler Punkt: Wie schaffen wir es, alle Kinder zu erreichen? Bei JEKI steht deshalb am Anfang des Projektes nicht die Entscheidung, welches Instrument ein Kind lernen möchte. Sondern wir haben eine längere Einstiegsphase, die in den regulären Unterricht integriert ist. Daran nehmen alle Erstklässler in den Grundschulen der am Projekt beteiligten Kommunen teil. Das bedeutet einen großen organisatorischen und finanziellen Aufwand, aber für uns ist das Ziel, tatsächlich alle Kinder – also zum Beispiel auch die Kinder mit Migrationshintergrund – zu erreichen, und dafür bietet die Schule die beste Möglichkeit. Das heißt: Die großen Projekte und Förderbudgets der kulturellen Bildung leisten zugleich einen wesentlichen Beitrag zur kulturellen Teilha-

be von Migrantinnen und Migranten. Frau Warminski-Leitheußer hat in der Podiumsdiskussion gesagt: Wir übernehmen die Verantwortung für den Bildungserfolg aller Kinder. Ich würde es etwas vorsichtiger ausdrücken: Wir tun alles, um zu erreichen, dass alle Kinder ihre Chancen wahrnehmen können. Das ist ein schwieriger und längerfristiger Prozess.

Ähnliches gilt für die interkulturelle Öffnung von Kultureinrichtungen, den „klassischen“ und denen der freien Szene. In der Diskussion wurde dieses Förderprogramm unseres Hauses kritisch angesprochen, weil da die freie Szene zu kurz komme. Die eigentliche Frage – und die ist in der Koalitionsvereinbarung der neuen Landesregierung positiv beantwortet – lautet aber: Wird es allgemein mehr Geld für die freie Szene geben? Das ist für Sie viel gravierender als die Entscheidung, unser kleines Referatbudget für Projektförderung einmal dazu zu nutzen, speziell die „Tanker“, die großen Einrichtungen, zur interkulturellen Öffnung zu motivieren.

Die wesentliche Frage ist also, ob die allgemeinen Kulturförderprogramme auch gezielt für interkulturelle Arbeit eingesetzt werden. Und das ist ja ohne weiteres möglich. Interessant fand ich in diesem Zusammenhang eine Anregung, die Herr Klacik in seinem Vortrag gegeben hat: Wir sollten überlegen, ob allgemein bei unserer Förderung das Kriterium „interkulturelle Kompetenz“ eingeführt wird. Das ist nicht unrealistisch, und das ist etwas, was wirklich weiterhelfen würde.

Noch kurz zu unserer geplanten Akademie Interkultur: Es erstaunt auf den ersten Blick vielleicht, warum ein Schauspielhaus Partner in so einem Projekt ist. Aber ich denke, was Herr Laue vorhin gesagt

hat, erklärt diese Entscheidung. Die Art von Theaterverständnis, die das Schauspielhaus Bochum vertritt, macht die Zusammenarbeit zu einem sehr spannenden Experiment. Die Akademie hat die generelle Aufgabe, interkulturelle Kulturarbeit systematisch voranzutreiben, und mit einem besonderen, leistungsfähigen, offenen Theater wie dem Bochumer Schauspielhaus als Partner ergeben sich dafür viele zusätzliche, neue Wege und Möglichkeiten.

Die Akademie Interkultur soll kein Riesenapparat werden, sondern eine leichte und flexible Organisation. Der Sitz ist in Bochum, das Experimentierfeld ist Bochum und die Region. Aber die Wirkung und die Diskussion, was wir in diesem Feld machen wollen, muss mindestens Nordrhein-Westfalen betreffen, besser noch ganz Deutschland. Die Akademie soll ein Forum sein für unterschiedlichste Menschen, sie soll ihre Erfahrungen und Kompetenzen verknüpfen. Deshalb möchte ich Sie einladen, sich dort einzubringen, auch um das Gespräch von heute fortzusetzen.

**Zum Abschluss bat Peter Landmann drei der Kongressveranstaltenden um eine kurze Bilanz:
Dr. Rüdiger Sareika, Dr. Dorothea Kolland und Dr. Bernd Wagner.**



v.l.n.r.: Dr. Dorothea Kolland, Peter Landmann, Dr. Bernd Wagner, Dr. Rüdiger Sareika

„Gut gefallen hat mir, dass der Kongress in mehrfacher Hinsicht ‘inter’ war: interkulturell, interdisziplinär, interregional und intergenerativ“, sagte Rüdiger Sareika. „Wir hatten ein sehr motiviertes Vorbereitungsteam und phantastische Stipendiatinnen und Stipendiaten. Beim Fachforum ‘Kultur und Entwicklung’ bestand Konsens, dass – egal um welche Kulturen es geht – Kultur und Entwicklung nur miteinander möglich sind. Die große Einigkeit hierüber ist für mich das große Ergebnis dieses Kongresses. Außerdem habe ich mich sehr gefreut über die Ankündigung der Akademie Interkultur, sie ist eine gute Verknüpfungsstelle zwischen Politik, Wissenschaft und Kultur.“

„Toll war bei diesem Kongress, dass es sehr viel junge Gesichter aus vielen Kulturen gab“, freute

sich Dorothea Kolland. „Toll war auch die Vehemenz, mit der Sie, die jungen Menschen, sich eingebracht haben, und es wäre schön, wenn das in Zukunft noch mehr geschieht. Bemerkbar war auch – und das ist gut –, dass das Thema Audience Development inzwischen im Zentrum angekommen ist. Für die Zukunft ist mein Wunsch, dass der Partizipationsgedanke noch stärker realisiert wird, sowohl in der Kulturpolitik als auch bei Veranstaltungen. Wohin es gehen könnte, hat das Theaterstück ‘Next Generation’ gezeigt. Für mich hat der Kongress bewiesen, dass bei der Integration die Realität viel weiter ist, als es bei der derzeitigen öffentlichen Debatte dargestellt wird.“

Bernd Wagner nannte drei Punkte, die ihm besonders gut gefal-

len hatten: „Wenn man die drei bisherigen Kongresse vergleicht, sind wir bei unseren Fragestellungen konkreter geworden, und wir sind weitergekommen als früher, sowohl in der konzeptionellen Arbeit wie auch in den Diskussionen. Außerdem fand ich das Theaterstück ‘Next Generation’ sehr gelungen und ich habe viel daraus gelernt. Ganz wunderbar war die Schlusspassage, wo die Jugendlichen ausdrücken, was sie von dem Metropolengedanken der RUHR.2010 halten. Dort wurde die große Kluft zwischen der politischen Ebene und der Wahrnehmung der Jugendlichen sehr deutlich. Sehr gut gefallen haben mir auch die politischen Diskussionen, besonders die am Ende, denn es ist besser, wenn wir unsere eigene Debatte führen und nicht die von außen aufgezwungene.“

Zum Abschluss dankte Bernd Wagner, im Namen des Initiativkreises Bundesweiter Ratschlag Kulturelle Vielfalt, für die gute Zusammenarbeit bei der Vorbereitung. „Es ist ja nicht häufig und auch nicht einfach, dass Menschen aus mehreren Städten einen Kongress dieser Dimension gemeinsam organisieren. Mein Dank geht an die Gruppe rund um den Ratschlag für die konzeptionelle Vorbereitung und an das Team vor Ort: Gabriela Schmitt, Tina Jerman, Maria Wigbers, Annett Heinrichs und Meinhard Motzko stellvertretend für die ganze Gruppe.“

Mittwoch, 27.10.2010

Jahrhunderthalle Bochum

14:00 Uhr Begrüßung durch die Stadt Bochum
Erika Stahl, Bürgermeisterin Stadt Bochum

Begrüßung durch die Veranstalter
Tina Jerman, EXILE-Kulturkoordination
Gabriela Schmitt, Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge

Begrüßung durch die Gastgeberin
Asli Sevindim, Künstlerische Direktorin
RUHR.2010

14:20 Uhr Grußwort zur Eröffnung des Kongresses
Prof. Klaus Schäfer, Staatssekretär im Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

14:45 Uhr Vortrag: Zwischen Kanak Sprak und dem Wunsch nach dem Schönen. Kultur als Chance zur Entwicklung.
Feridun Zaimoglu, Schriftsteller

15:45 Uhr Kaffeepause

16:15 Uhr Einführung in das Stück „Next Generation“
Thomas Laue, Schauspielhaus Bochum

Schauspielhaus Bochum

18:00 Uhr Empfang der Stadt Bochum

20:00 Uhr Vorpremiere „Next Generation – Das Stück“

Donnerstag, 28.10.2010

Jahrhunderthalle Bochum

09:15 Uhr Grußwort
Marc Jan Eumann, Staatssekretär bei der Ministerin für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien des Landes Nordrhein-Westfalen

09:30 Uhr Vortrag: Interkulturelles Audience Development? – Barrieren, Chancen und Strategien für kulturelle Teilhabe und Vielfalt
Prof. Birgit Mandel, Universität Hildesheim

10:15 Uhr Pause

10:30 Uhr Fachforen

1. Interkultur und Medien
2. Jugend und Berufsperspektive Kultur
3. Interkultur und Kreativwirtschaft
4. Kultur und Entwicklung
5. Sprachenvielfalt – im babylonischen Paradies?
6. Multiperspektivische Erinnerungskultur

13:00 Uhr Mittagspause

14:30 Uhr Fachforen (Weiterführung vom Vormittag)

16:15 Uhr Gallery Walk – Bericht aus den Fachforen

18:00 Uhr MELEZ.2010
Boulevard of Broken Dreams
Interaktives Kulinarisches Kulturprogramm

20:00 Uhr MELEZ.2010 Konzert
DJ Click feat. Tziganiada & Amrat Hussain Gypsy Trio

Freitag, 29.10.2010

Schauspielhaus Bochum

09:30 Uhr Begrüßung
Anselm Weber & Thomas Laue, Schauspiel Bochum

09:45 Uhr Vortrag: Das Diversity Puzzle - Innovative Strategien für Kulturelle Vielfalt-
Dr. Dragan Klaić, Central European University, Budapest

10:30 Uhr Pause

11:00 Uhr Podiumsdiskussion
Kreative Labore der Gesellschaft von morgen

Zülfıye Kaykin, Staatssekretärin für Integration des Landes Nordrhein-Westfalen
Winfried Kneip, Leiter Kompetenzzentrum Bildung, Stiftung Mercator GmbH
Shermin Langhoff, Künstlerische Leiterin des Ballhaus Naunynstraße
Asli Sevindim, Direktorin Stadt der Kulturen, Kulturhauptstadt Ruhr.2010
Gabriele Warminski-Leitheußer, Bürgermeisterin für Bildung, Jugend, Gesundheit und Sport der Stadt Mannheim
Dr. Gualtiero Zambonini, Integrationsbeauftragter des WDR
Moderation: Helga Kirchner (ehm. WDR-Hörfunk-Chefredakteurin)

13:00 Uhr Perspektive Kultur – Bilanz des Kongress
Peter Landmann, Abteilungsleiter Kultur, Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen

13:30 Uhr Kongress-Ende

Gesamtmoderation des Kongresses:
Tina Gadow, Agentur „Vielfalt gestalten“

Referentinnen und Referenten



Dr. Katja Adelhof

arbeitete bereits während ihres Studiums der Geographie mit den Nebenfächern Stadt- und Regionalplanung sowie BWL an der Freien Universität Berlin, unter anderem im Bauamt Berlin Pankow und bei der GTZ Eschborn. Ihrem Studium folgte die Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der deutsch-dänischen Stadterneuerungsgesellschaft Byfornyelses-selskabet Danmark. Sowohl im Firmensitz in Kopenhagen, als auch in Potsdam war sie bis 1999 tätig, bevor eine Anstellung als Mitarbeiterin am geographischen Institut der Humboldt-Universität folgte. Die Fachgebiete der promovierten Stipendiatin im DFG-Gaduiertenkolleg Stadtökologische Perspektiven umfassen, neben den geographischen Schwerpunkten Dänemark und Deutschland, besonders die lokal verankerte Ökonomie und Quartiersentwicklung in Großstädten.



Sanem Altinyildiz

studierte als Absolventin des österreichischen St. Georgs-Kollegs in Istanbul Volkswirtschaft an der Wirtschaftsuniversität Wien und war von 1987 bis 2004 bei der Siemens AG Österreich tätig. Seit 2005 arbeitet sie als Projektmanagerin für EDUCULT - Denken und Handeln im Kulturbereich in Wien. Neben ihrer Verantwortlichkeit für Projekte und Veranstaltungen im Bereich der interkulturellen Bildung und des interkulturellen Dialogs koordiniert sie Kunst- und Kulturprojekte mit türkischen Partnern. Zu ihren aktuellen Projekten zählen u.a. die EDUCULT-Veranstaltungsreihe "Salon der Kulturen" und der mehrsprachige Redewettbewerb "Sag's Multi!".



Rainer Assion

ist Leiter der Aus- und Fortbildungsredaktion Radio, Fernsehen und Internet und Jugendschutzbeauftragter des WDR. Nachdem er Anfang der 70er als freier Autor bei verschiedenen Tageszeitungen sowie als Reporter und Moderator für den Hörfunk gearbeitet hatte, begann er 1973 als Redakteur bei WDR 2. Seine journalistische Arbeit wurde 1983 mit dem Kurt-Magnus-Preis für Nachwuchsjournalisten gewürdigt. In den 90er Jahren war er als Reaktionsleiter, CvD und schließlich von 1996 bis 2003 stellvertretender Programmchef des WDR 2. Anschließend wurde er Programmkoordinator in der Programmleitung WDR 3, wo er unter anderem für die Programmentwicklung und Digitalisierung des Kulturradios zuständig war.



Prof. Dr. Gerald Bernhard

nahm das Studium der Anglistik und Romanistik in Heidelberg auf und schloss es 1987 mit der Promotion ab. Von 1989 bis 1995 war er als Assistent am Lehrstuhl Romanische Sprachwissenschaft, Institut für Romanistik der Uni Regensburg beschäftigt. Nachdem er 1995 habilitierte, nahm er zahlreiche Vertretungsprofessuren wahr und war ein Jahr lang als wissenschaftlicher Leiter eines privaten Forschungsinstituts tätig. Seine Forschungs- und Lehraufenthalte führten ihn u.a. nach Rom und in die Gascogne. Seit 2002 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Romanische Sprachwissenschaft (französisch, italienisch, rumänisch) an der Ruhr-Universität Bochum. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf Dialektologie und Soziolinguistik, Mehrsprachigkeit und Sprachkontakt, Lexikologie.



Kerima Bouali

ist Stadtplanerin und Gesundheitswissenschaftlerin. Seit 1998 arbeitet sie bei ASUM GmbH in den Bereichen Stadtforschung, Sozialplanung und Bürgerbeteiligung. Ihr Arbeitsgebiet umfasst ferner die Konzeption und Durchführung von stadtgeschichtlichen Ausstellungsprojekten und ihre Dokumentation, Stadtführungen sowie Öffentlichkeitsarbeit zu stadtentwicklungspolitischen Themen. Sie ist Vorstandsfrau von Wildwasser Berlin e.V., einem Antigewaltprojekt und engagiert sich seit seiner Gründung im Bundeskongress "Armut und Gesundheit". Ihre thematischen Schwerpunkte sind soziale Ungleichheit, Armut und Gesundheit, soziale Stadtentwicklung und Segregation, Migration und Gender.



Patricia Vera-Camacho

war nach ihrem Studium der Internationalen Beziehungen an der Universidad Autónoma de México als Journalistin beschäftigt. In Deutschland führte sie ihre journalistische Laufbahn 2001 bei der Agentur ALASEI-Bonn fort. Seit dem veröffentlichte sie etliche Arbeiten bei Lateinamerika Anders Panorama, attac INFORMATIVO, Rheinischer Merkur sowie im Internet. Zurzeit ist die gebürtige Mexikanerin mit der Organisation und Darstellung des Projektes MiMedia von dikonet (DiKoM e.V.) beauftragt.



Meral Cerci

arbeitete nach ihrem Studium der Soziologie, Psychologie und Medienwissenschaft als Medienforscherin für das Monheimer Institut. Nach einem Wechsel zur Deutschen Post World Net leitete sie dort zunächst den Aufbau der Online-Forschung und übernahm anschließend konzernweite, globale Forschungsprojekte. Die dortigen Erfahrungen im Themenbereich Unternehmenskultur setzt sie seit Juni 2005 als Verantwortliche für das Forschungsprojekt im Rahmen von Interkultur.pro (Professionalisierung des interkulturellen Kunst- und Kulturmanagements in Nordrhein-Westfalen) sowie im Nordrhein-Westfalen-Resort bei Information und Technik Nordrhein-Westfalen (IT.Nordrhein-Westfalen) um. Sie ist Lehrbeauftragte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf am Institut für Medien und Kultur.



Joselma Correia dos Santos

studierte Sozialkommunikation an der Faculdade Integradas Hélio Alonso in Rio de Janeiro. Anschließend bewies sie Vielseitigkeit, indem sie sich in unterschiedlichen Bereichen engagierte: Sie arbeitet als Übersetzerin für Filmfestivals in Brasilien, freiberufliche Public Relations Beraterin sowie Redakteurin, Reporterin und Sprecherin im Rundfunk. Darüber hinaus war sie für Konzeption und Durchführung von Veranstaltungen zuständig. Seit Februar ist die freiberufliche Journalistin mit dem Projekt MiMedia von dikonet (DiKoM e.V.) beauftragt.



Vera Dwors

schloss ihr Geographiestudium mit den Schwerpunkten Strukturwandel im Ruhrgebiet und Entwicklungspolitik im südlichen Afrika an der Ruhr Universität Bochum ab. Während des Studiums arbeitete sie bei Projekten der Feuer und Flamme Ausstellungsgesellschaft sowie der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur und schrieb ihre Diplomarbeit über Sustainable Tourism in Namibia. Danach arbeitete sie für die Bundesweite Servicestelle Lokale Agenda 21 von Agenda Transfer und leitete die Fair Handels Kampagne Fair Play

Fair Life zur Fußball WM 2006. Seit 2007 ist sie Koordinatorin für Entwicklungspolitische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit und Geschäftsführerin des Mpumalanga Forum Nordrhein-Westfalen bei EXILE-Kulturkoordination in Essen. Im Fokus ihrer Arbeit stehen der KaffeeGarten Ruhr, das Netzwerk Faire Metropole Ruhr, der IK Afrika Ruhr, das Thema Sport und Entwicklung und sie engagiert sich für das Färbergartenprojekt sevengardens im Subhara Afrika.



Dr. Andreas Eberhardt

ist seit Februar 2009 geschäftsführender Vorstand der Stiftung Deutsch-Israelisches Zukunftsforschung, welche die Zusammenarbeit jüngerer Menschen in verschiedenen Bereichen der deutsch-israelischen Beziehungen, insbesondere auch von Fachkräften und Berufstätigen, fördert. Derzeit liegen die Schwerpunkte in der Zivilgesellschaft und im Dritten Sektor, was exemplarisch anhand der Programme "X-Change for Competence", "The Past in the Future" und der Sommerakademie 2010 nachvollzogen werden kann. Als Geschäftsführer der Vereinigung Gegen Vergessen - Für Demokratie e.V., als Mitglied im Beirat der Bundesprogramme "Vielfalt tut gut" und "kompetent für Demokratie" arbeitet er an einer Vielzahl von Projektentwicklungen im Bereich der Erinnerungskultur bzw. der Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit. Hier sind exemplarisch Oral-History-Projekte, respektive die Konzeption, Auswertung und Durchführung von Interviews mit Opfern des Nationalsozialismus und politisch Verfolgten der SBZ/DDR aktuell zu nennen.



Birgit Ellinghaus

studierte Sozialarbeit und Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Medienpädagogik in Düsseldorf und Frankreich. Die Inhaberin des 1990 gegründeten Kulturmanagement-Büros "alba Kultur" in Köln mit Spezialisierung auf Globale Musik ist außerdem als Kuratorin und Initiatorin zahlreicher Festivals, des NRW Weltmusik-Netzwerks "Klangkosmos" sowie von Weltmusik-Projekten in NRW und im Ausland tätig. Sie ist Jurorin u.a. für die französische Weltmusik-Messe BabelMed Music Marseille/Frankreich. Außerdem leitet sie den 1997 von ihr gegründeten Musikverlag und das Weltmusik-Label "Heaven and Earth" in Köln. Seit 2005 ist sie Mentorin für International Arts Management am Columbia College Chicago/US des Departments Arts, Entertainment, Media Management. Seit 2009 ist sie Mitglied des Beirats "Kontaktstelle Vielfalt kultureller Ausdrucksformen" zum Fachausschuss für Kultur der Deutschen UNESCO Kommission.silvia salingre)



Prof. Dr. Havva Engin

war nach ihrem Studium an der TU Berlin im Studiengang Deutsch und Biologie an Gymnasien 1998 bis 2000 Lehrbeauftragte für Deutsch als Zweitsprache und Interkulturelles Lernen am Pädagogischen Zentrum und an der FU Berlin. Neben den anschließenden Tätigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte für Deutsch als Zweitsprache an der TU Berlin, leitete die ehemalige Promotionsstipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung diverse Lehrerweiterbildungsseminare und konzipierte Praxismaterialien für die Sprachförderarbeit für Kinder. Den Anstellungen an der PH Karlsruhe und der FH Bielefeld in den Bereichen Sprachförderung für Kinder mit und ohne Migrationshintergrund und Elementarpädagogik folgte die derzeitige Professur für Allgemeine Pädagogik an der PH Heidelberg mit dem Schwerpunkt interkulturelle Pädagogik. Einer ihrer Arbeitsschwerpunkte ist die Lesesozialisation in Migrantenfamilien.



Marc Jan Eumann

hat in Bonn und Köln seinen M.A. in Geschichte und Völkerrecht absolviert. Anschließend hat er für den WDR, den Kölner Stadt-Anzeiger und den Deutschlandfunk gearbeitet. Der Medien- und Medienpolitikinteressierte war später als Referent für den Kölner OB tätig, danach Leiter des Referates Kommunikation und Analysen im Düsseldorfer Arbeitsministerium. 1995 wurde er direkt in den Landtag gewählt. 2000 - 2010 war er stellvertretender Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion und zuständig für die Themen Wirtschaft, Wissenschaft, Innovation, Medien und Kultur. Darüber hinaus war er medienpolitischer Sprecher der SPD. Seit 2006 ist er Vorsitzender der Medienkommission der SPD und koordiniert die medienpolitische Arbeit der SPD in Deutschland. Seit dem 16. Juli 2010 ist er Staatssekretär für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien. (fotocredit: fotoagentur fox mje1)



Hassan Fawaz

wanderte nach seiner Ausbildung in Pädagogik mit seiner Familie aus dem Libanon aus und lebt seit dem in der Schweiz. Dort bildete er sich zum interkulturellen Übersetzer wie auch Ausbilder mit eidgenössischen Fachausweis aus und absolvierte erfolgreich das Nachdiplomstudium Kulturmanagement an der Universität Basel. Als ehemaliger Vizepräsident von INTERPRET, der schweizerischen Interessengemeinschaft für interkulturelles Übersetzen und Vermitteln, organisierte er den ersten nationalen Kongress für Interkulturelles Übersetzen in der Schweiz. Fünf Jahre lang bekleidete er das Amt des Präsidenten des nationalen Vereins Bücher ohne Grenzen, dem Dachverband der interkulturellen Bibliotheken. Bis 2009 engagierte er sich zudem als Vizepräsi-



Anna Findert

studierte in Hamburg und Moskau Wirtschaftsgeographie, Amerikanistik und Journalismus. Nach mehreren Jahren redaktioneller Tätigkeit, von 2002 bis 2007, wurde die gelernte Fundraiserin und Journalistin für das Deutsche Youth for Understanding Komitee e.V. tätig. Die Inhaberin von AFundS - Agentur für Fundraising und Soziales in Hamburg ist derzeit Dozentin an der Fundraising Akademie Frankfurt am Main.



Prof. Dr. Max Fuchs

hat zunächst Mathematik und Wirtschaftswissenschaften, dann Erziehungswissenschaften und Soziologie studiert, worin er anschließend promovierte. Später ging er Lehrtätigkeiten in Kultur- und Bildungspolitik an den Universitäten Hamburg, Duisburg-Essen und Basel nach. Seit 1988 ist er Direktor der Akademie Remscheid. Das Amt des Ehrenvorsitzenden der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung hat er seit 1994 und das des Vorsitzenden des Instituts für Bildung und Kultur seit 1998 inne. Ferner ist er Präsident des Deutschen Kulturrats und Mitglied der deutschen UNESCO-Kommission. Er publizierte zahlreiche Schriften zur Theorie und Praxis von Kultur-, Jugend- und Bildungspolitik.



Daniel Gad

studierte "Kulturwissenschaften und ästhetische Praxis" am Hildesheimer Institut für Kulturpolitik mit dem Fokus auf Kulturpolitik und Entwicklungszusammenarbeit. Er promovierte derzeit zu den entwicklungs-kulturpolitischen Konzepten der nordischen Staaten und ist Dozent am Institut für Kulturpolitik der Uni Hildesheim. Der freie Mitarbeiter der NGO "Pan y Arte" ist nicht nur Mitbegründer des europäischen NGO-Netzwerks "Vienna Group for Culture and Development", sondern gleichzeitig Co-Autor von "Power of Culture", Koordinator der "Arbeitsgruppe Kultur und Entwicklung", des ifa-Online-Dossiers "Kultur und Entwicklung" sowie Berater des EED zu einem Positionspapier "Kultur und Entwicklung". Zudem ist er Mitglied im Promotionskolleg "Interkulturalität und Ästhetik" der Stiftung Universität Hildesheim und im "Wissenschaftlichen Initiativkreis Kultur und Außenpolitik" des Instituts für Auslandsbeziehungen. Seine Initiative "Kultur bewegt" vermittelt kreative Zugänge und gibt individuelle Zukunftskonzepte.



Tina Gadow

begann bereits während ihres Studiums der Theaterwissenschaften und der Romanistik in Erlangen, Paris und Berlin mit der Arbeit an diversen internationalen Austauschprojekten und Festivals. Sie arbeitete von 2002-2004 im Hauptbüro des Goethe-Instituts als Volontärin und wirkte aktiv an kulturpolitischen Konferenzen und internationalen Kulturaustauschprojekten mit. Die Arbeit mit Partnern und Gästen sowohl in ihrer Stadt als auch im Institut repräsentieren nicht nur die Schwerpunkte ihres Studiums, namentlich der interkulturelle Austausch, sondern bildeten das inhaltliche Fundament für eine erfolgreiche Projektleitung des Büros der GTZ im Rahmen von Kultur und Entwicklung. Die selbstständige Unternehmerin ist derzeit in einer Reihe kultureller Programme aktiv, etwa im Fachausschuss und im Beirat "Vielfalt kultureller Ausdrucksformen" der Deutschen UNESCO-Kommission.



Stephan Geffers

ist nicht nur Diplom-Informatiker, Trainer und Consultant. Er ist zudem mit eingerechneten Aufenthalten in Berlin und Wuppertal seit über 20 Jahren ausgebildeter Moderator für Zukunftswerkstätten in Köln. Im Projekt- und Wissensmanagement sowie der themenzentrierten Interaktion ausgebildet, führt er eine Vielzahl an Seminaren und Fachtagungen durch und bildet neben seiner konzipierenden und moderierenden Tätigkeit auch kommende Moderatoren in der Methode der Zukunftswerkstätten aus. Der IT-Consultant und Marketing-Berater engagiert sich in Projekten wie "Alt und Jung (k)" oder der KIT-Initiative Technik-Talent-Schule Ruhrstadt.



Pablo Giese

hat das Netzwerk und den Verein "Parkour-im-Pott" gegründet und ist dort als Leiter tätig. Im Alter von 9 Jahren begann er Skateboard zu fahren und war seitdem als Akteur in einigen urbanen Sportkulturen engagiert (Skateboard, Inlineskating, BMX, Parkour, Freerunning). Die starke Verwurzelung in Jugendkulturen, sein Studium der Raumplanung sowie eine langjährige Tätigkeit in der offenen und aufsuchenden Jugendarbeit brachten Pablo Giese 2006 dazu, ein Konzept zur differenzierten Vermittlung sportlicher Inhalte und ethischer Hintergründe des Parkours zu etablieren.



Rolf Graser

Der gebürtige Stuttgarter ist gelernter Verlagsbuchhändler und seit über 20 Jahren im Kosmos-Verlag tätig. Seit der Gründung des Forums der Kulturen Stuttgart e.V. im Jahr 1998, ist er dessen Geschäftsführer. Darüber hinaus führt er als ehrenamtlicher Vorsitzender seit 26 Jahren die Geschäfte des soziokul-

turellen Zentrums Laboratorium in Stuttgart und ist dort auch heute noch aktiv.



Imke Grimmer

hat in Burkina Faso und im Jemen für den DED u.a. in Bildungsprojekten gearbeitet und ist seit Oktober 2007 am Goethe-Institut im Projekt Kultur und Entwicklung tätig. Die Ethnologin ist neben der Koordination diverser Projekte im Bereich Kulturmanagement auch Ansprechpartnerin für Trainee- und Fortbildungsmodulen innerhalb des "Kultur-Netz Deutschland". Sie leitete dieses Jahr bereits mehrere Weiterbildungen im Bereich Kulturmanagement, welche bezüglich ihrer lokalen Dimension mehr als lediglich den Raum ihrer formalen Regionalzuständigkeit (Subsahara) umfassen.



Rolf C Hemke

studierte Rechtswissenschaften und Germanistik in Münster, Genf und Paris. Derzeit ist er Dramaturg für Öffentlichkeitsarbeit/Marketing und Verwaltungsleiter des Theater an der Ruhr. Gemeinsam mit Roberto Ciulli verantwortet er die Internationale Arbeit des Theaters. Zuvor war er als Chefdisponent des größten deutschen Tourneetheaters Eurostudio Landgraf tätig. Von 1992 bis 2002 arbeitete er als Kulturjournalist u.a. für die Süddeutsche, die FR und den Hörfunk. Bis 2005 arbeitete er als Medienanwalt bei der internationalen Sozietät Osborne Clarke in Köln. Von ihm liegen eine Reihe Veröffentlichungen vor; zuletzt erschien im Juni 2010 das zweisprachige Buch "Theater südlich der Sahara" im Verlag Theater der Zeit, Berlin.



Anja Hoffmann

engagiert sich, nach ihrem Studium der Neuen Geschichte, Germanistik und Allgemeinen Sprachwissenschaften an der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster, seit 1999 im LWL-Industriemuseum des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, zunächst als wissenschaftliche Referentin für Eisen und Stahl. Seit 2009 ist sie Vorstandsmitglied im Bundesverband Museumspädagogik e.V. und ist zusätzlich verantwortlich für das zentrale Referat Bildung und Vermittlung. Im Beirat des Landesverbandes Museumspädagogik Nordrhein-Westfalen e.V. ist sie seit 2008. Ihre bisherigen Veröffentlichungen sind zu Bildung und Vermittlung, Geschichte der chemischen Industrie und des Eisenhüttenwesens erschienen.



Axel Hupertz

studierte Kommunikationswissenschaft mit den Nebenfächern Psychologie und Soziologie an der Universität Essen. Bereits während des Studiums hat er sich selbständig gemacht und betreibt seit vielen Jahren ein Büro für Sponsoring und Kooperationsmanagement,

insbesondere für die Bereiche Soziales und Kultur. Seit 2 Jahren begleitet er das Kulturhauptstadtprojekt Urbanatix aus Bochum und ist dort für das Zusammenkommen von Sponsoren, Förderern und Freunden des Projekts zuständig.



Tina Jerman, M.A.

studierte Kunstgeschichte, Philosophie und Literaturwissenschaft in Bochum, Wien und Essen. Seit 1996 ist sie Fachkordinatorin für Kultur und Entwicklung im KoordinatorInnenprogramm Entwicklungspolitische Bildung in Nordrhein-Westfalen. Seit 1982 ist sie Geschäftsführerin der EXILE-Kulturkoordination, einer Agentur für interkulturelle und internationale Kunst- und Kulturprojekte. Darüber hinaus ist sie Gründungs- und Vorstandsmitglied des Eine-Welt-Netztes Nordrhein-Westfalen und Lehrbeauftragte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Neben freiberuflicher Tätigkeit für das Kulturamt Duisburg und des WDR Köln war sie auch an der Uni Essen engagiert. Von ihr liegen Publikationen zum Thema Kulturelle Vielfalt, Kultur und Nachhaltigkeit und Internationale Karikaturen vor. Seit 2007 ist sie Projektleiterin des Professionalisierungsprogramms interkultur.pro.



Ana Jurisch

geb. in Buenos Aires, Argentinien. M.A. Soziologie und Philosophie mit den Schwerpunkten Entwicklungspolitik, Frauen- und soziale Bewegungen. Langjährige freiberufliche Mitarbeit in der DSE, Referentin für Umwelt und Entwicklung im Welthaus Aachen, Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei EXILE Kulturkoordination Essen und, seit 2002, freiberufliche Kooperation mit dem Referat Interkulturelle Kulturarbeit des Landes Nordrhein-Westfalen. Seit 2007 Freiberuflerin als Moderatorin, Referentin, Publizistin und Trainerin zu Entwicklungspolitik, Nachhaltige Entwicklung, Frauen, Gender, Migration, Integration, Interkultur und Diversity Management. Ehrenamtliche Erfahrungen in verschiedenen bundes-, landesweiten und internationalen zivilgesellschaftlichen Netzwerken und Partizipationsprozessen. Mitglied im bundesweiten Ratschlag Kulturelle Vielfalt. Mitbegründerin des Vereins CulturBazar e.V. für kulturelle Vielfalt und Bildung für nachhaltige Entwicklung (Aachen).



Sibel Karakus

ist Sozialpädagogin, Theaterpädagogin, Regisseurin sowie Theaterautorin und Stückeschreiberin. Sie hat zahlreiche Theaterprojekte mit Menschen mit Migrationshintergrund konzipiert und realisiert. Ihre Abschlussinszenierung, eine Szenencollage zum Thema "Sehnsüchte, Fremde und Transiterfahrungen", führte sie im Fachbereich Theaterpädagogik mit ausländischen Studierenden des Studienkol-

legs in Münster durch. Überdies leitete sie 2004 ein Jugendzentrum, wo sie mit Jugendlichen mehrheitlich türkischer Herkunft ihr selbst geschriebenes Stück "Elli im Dschungelfieber" inszenierte. 2009 führte sie mit Jugendlichen das Stück "Raus aus Amal" auf. Zurzeit inszeniert sie mit jungen Erwerbslosen ohne Schulabschluss Peter Handkes "Publiksbeschimpfungen".



Zülfiye Kaykin

verantwortet in der neuen Nordrhein-Westfalen-Regierung als Staatssekretärin die Integrationspolitik. Geboren in der Türkei, kam sie als Neunjährige nach Duisburg. Nach dem Realschulabschluss machte sie eine Lehre zur Verkäuferin, leitete bald eine Verkaufsstelle. Nebenbei begann sie, sich in der Lokalpolitik (SPD) zu engagieren. Von 2003 bis 2010 war sie als Geschäftsführerin der Begegnungsstätte an Deutschlands größter Moschee, der Merkez-Moschee, in Duisburg tätig. Sie gehört zu denjenigen, die das friedliche "Wunder von Marxloh" durch unermüdliche Vermittlungsarbeit ermöglicht haben. 2004 erhielt sie den Preis für Toleranz und Zivilcourage des "Bündnisses für Toleranz und Zivilcourage" in Duisburg und 2007 das Bundesverdienstkreuz für ihre Verdienste um das Zusammenleben der verschiedenen Religionen. (fotocredit: Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales NRW /GPM)



Barbara Kemmler

ist seit 28 Jahren als Theatermacherin, Schauspielerin und Regisseurin tätig. 1980 gründete sie mit Kollegen das Theater im Pumpenhaus Münster und war 13 Jahre lang Ensemblemitglied. Seit 1992 ist sie der Motor und die künstlerische Leiterin der Jugendtheaterplattform Cactus Junges Theater mit dem Schwerpunkt auf Interkultur und internationalen Austausch. Der Anteil der Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die bei Cactus mitwirken, liegt inzwischen bei ca. 60 Prozent. Das Label entwickelt nachhaltige Konzepte z.B.: „Perspektive: Ausdrücklich“ in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge und neue Strategien für interkulturelles Theaterschaffen als auch soziokulturelle Arbeit. Die, unter ihrer Regie entwickelten Theatercollagen, wurden mehrmals prämiert, mit Bundespreisen ausgelobt und zu den Berliner Festspielen der Jugend eingeladen. Die Produktion „s/w remix“ (2008) wird, als einzige Jugendtheaterproduktion Deutschlands, auf dem Dialog-Festival in Norwegen 2011 präsentiert. www.cactus-theater.de



Helga Kirchner

studierte für das Lehramt, volontierte nach kurzer Lehrtätigkeit beim Westdeutschen Rundfunk in Köln. Als Redakteurin begann sie

bei der Jugendsendung "Radiothek", arbeitete in den 1980ern im Politikressort („Thema heute“) und in den 1990ern im Bereich Kultur und Wissenschaft („Kritisches Tagebuch“). Sie war als Moderatorin im Morgen- und Mittagsmagazins des WDR tätig, kommentierte in den ARD-Tagesthemen und war Mitgründerin der „WDR Funkhausgespräche“. Im Jahr 2000 wurde sie zur Hörfunkchefredakteurin und Leiterin der Hauptabteilung Politik berufen. Sie förderte die Entwicklung der Civis-Medienstiftung für Integration und kulturelle Vielfalt in Europa, deren Programmbeirat sie bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 2009 als Vorsitzende leitete.



Dr. Dragan Klaić

promovierte 1977 nach dem Studium der Dramaturgie in Belgrad an der Yale University in Theaterwissenschaften. Als Professor an den Universitäten in Belgrad und Amsterdam war er ab 1992 zehn Jahre lang Direktor am Theater Instituut Nederland, danach Präsident des European Forum for Arts and Heritage. Als Initiator und Vorsitzender des European Festival Research Project lehrt er als Permanent Fellow des europäischen Kulturzentrums Felix Meritis in Amsterdam im Rahmen einer Gastprofessur an der Central European University in Budapest und an den Universitäten von Leiden, Bologna, der University of Arts in Belgrad und der Bilgi Universität Istanbul. Daneben ist der Schriftsteller und Forscher auch Berater für zeitgenössische Kunst, Kulturpolitik und internationale kulturelle Beziehungen.



Winfried Kneip

leitet seit 2009, nach sechs jähriger Geschäftsführung der Yehudi Menuhin Stiftung Deutschland, das Kompetenzzentrum Bildung der Stiftung Mercator. Zuvor war er Leiter und darüber hinaus Initiator des Buddy-Projekts zur Förderung sozialer Kompetenz, in welchem er bis heute einen Vorstandsposten inne hat. Frühere berufliche Erfahrungen in den Bereichen Verbraucherbildung und als Chefredakteur beim Verlag an der Ruhr sowie die Gründung der Agentur MenschensKinder sind weitere Stationen seines Lebens. Die Agentur, welche Projekte, Konzepte und Materialien zu pädagogischen Themenfeldern entwickelt, bietet außerdem Trainingskonzepte für Lehrer und Lehrkräfte an.



Dr. Dorothea Kolland

schloss ihr Studium des Gesangs, der Musikwissenschaft, Italianistik und Soziologie in München, Florenz und Berlin 1978 mit einer Promotion zum Dr. Phil. ab. Die Leiterin des Kulturamts Berlin-Neukölln und Vorstandsmitglied der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V. war von 1978 - 1981 Bildungsreferentin bei der Bundesvereinigung "Kulturelle Jugendbil-

dung" an der Akademie Remscheid. Ihre Arbeitsschwerpunkte, namentlich die Kulturpolitik, -entwicklung, -geschichte und -wissenschaft finden sich in vielen der Engagements in Gremien, Juries und Kommissionen repräsentiert. Exemplarisch sei hier die Mitgliedschaft im Rat für die Künste Berlin aufgeführt. Kolland publiziert Beiträge zu musik-, kultur- und regionalgeschichtlichen Themen, Jugendkultur, Stadtentwicklung und zahlreiche Aufsätze zu kulturpolitischen Themen, insbesondere zu Interkultur, Social Inclusion, Stadtteilkulturentwicklung.



Adetoun Küppers-Adebisi

ist Geschäftsführerin von AFROTAK TV cyber-Nomads. Das Schwarze Deutsche Kultur-, Medien- und Bildungsarchiv erhielt unter Leitung der Diplom-Wirtschafts-Ingeneurin im Bereich der Kultur- und Medienarbeit diverse Auszeichnungen (2005 Best Media Award der African Youth Foundation in Bonn, 2008 Beste Deutsche Medieninitiative der Stiftung Demokratie und Toleranz in Berlin und 2009 den Respekt Award des Senats Berlin). Sie realisierte Kultur- und Medienkongresse in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung, dem Goethe-Institut, der Heinrich-Böll-Stiftung und dem Haus der Kulturen der Welt. Küppers-Adebisi engagiert sich politisch als Vorstand von African Union African Diaspora Deutschland e.V. und als Migrationsbeirätin Berlin Pankow.



Peter Landmann

Der studierte Jurist ist seit Juli 2010 Abteilungsleiter im Nordrhein-Westfalen-Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport und war bis 2010 in der gleichen Funktion in der Kulturabteilung der nordrhein-westfälischen Staatskanzlei. Von 2001 bis 2004 war er Geschäftsführer der Kultur Ruhr GmbH, der Trägerin der RuhrTriennale, der Tanzlandschaft Ruhr und des Chorwerkes Ruhr. Anschließend leitete er 2006 im Innenministerium die Projektgruppe des Landes zur Entwicklung und Umsetzung des Nordrhein-Westfalen-Rahmenprogramms zur Fußball-WM.



Shermin Langhoff

Die Theatermacherin Shermin Langhoff, 1969 in der Türkei (Bursa) geboren, kam mit neun Jahren nach Deutschland und lebte zunächst in Nürnberg. Als Mitbegründerin der Kulturinitiative Nürnberg gehörte sie neben Ihrer beruflichen Tätigkeit als Fachredakteurin beim Verlag „Bildung und Wissen“ zu den ehrenamtlichen Initiatorinnen von Filmtagen und anderen interkulturellen Austauschprojekten dort. Nach einem Volontariat in der Film- und Fernsehproduktion des NDR in Hamburg arbeitete sie als Aufnahme- und Produktionsleiterin, später als Produzentin und Regieassistentin,

u. a. mit Fatih Akin bei „Gegen die Wand“ (2003) und „Crossing the Bridge“ (2004), zusammen. Am Berliner Theater Hebbel am Ufer war sie 2004 mit Matthias Lilienthal Kuratorin des Projekts „X-Wohnungen – Migration“, in dessen Rahmen Fatih Akin zum ersten Mal eine Theaterperformance inszenierte. 2006/2007 kuratierte sie zwei interkulturelle Festivals (beyond belonging), die mit Produktionen wie „Schwarze Jungfrauen“ von Feridun Zaimoglu und Günther Senkel auf sich aufmerksam machten. Seit 2008 ist Shermin Langhoff künstlerische Leiterin des Theaters Ballhaus Naunynstraße in Berlin-Kreuzberg. Mit dieser Spielstätte hat sie eine Plattform für Theaterpositionen der zweiten und dritten Migrantengeneration etabliert und fördert Regisseure, Schauspieler und Dramaturgen, die in der deutschen Theaterszene bislang unbekannt sind. Zugleich bietet das postmigrantische Theater auch Raum für neue Erzählungen, Geschichten und Themen – jenseits ethnischer Zuschreibungen und Klischees. www.ballhausnaunynstrasse.de



Thomas Laue

studierte Germanistik, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften und Philosophie an der Universität Köln, wurde 1993-1996 Regieassistent am Staatstheater Kassel und nahm dort 1998/99 seine erste Tätigkeit als Dramaturg auf. Als freier Dramaturg war er unter anderem am Theater Bonn und am Theater Neumarkt in Zürich tätig, daneben auch als Verlagslektor in Köln. Nach einer Anstellung am Schauspiel Hannover ab 2000 wurde er 2005 Chefdramaturg am Schauspiel Essen, wo er neben den Arbeiten auf der großen Bühne zahlreiche Stadterkundungsprojekte entwickelte. Hier ist vor allem das Projekt "Homestories" zu nennen, welches 2007 mit dem "Bundespreis Soziale Stadt" ausgezeichnet wurde. Seit 2006 ist er Dozent für Dramaturgie an der Folkwang Hochschule und seit 2010 Chefdramaturg am Schauspielhaus Bochum.



Farah Lenser

ist als freie Journalistin, Moderatorin und Kommunikationsdesignerin in Berlin tätig. Die Sozialwissenschaftlerin widmet sich der Wiederbelebung der Gesprächskultur und hat als Mitinitiatorin der Internetplattform "Open-Forum" einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung von innovativen Moderationsformen mit den Themenschwerpunkten Partizipation und Mediation geleistet.



Prof. Dr. Birgit Mandel

leitet den Bereich Kulturmanagement und Kulturvermittlung im Institut für Kulturpolitik der Universität Hildesheim; Weitere Lehraufträge hat sie u.a. an der Universität der Künste Berlin, der Universität Wien und der Universität



Julio Eyimi Mangué

ist seit 2004 Schauspieler und Tänzer bei Cactus Junges Theater und hat u.a. in den Produktionen "s/w Remix" und "Von Vätern" mitgewirkt. Zudem gibt er Unterricht als Tanzlehrer und komponiert eigene Songs und Raps. 2010 hat er sein erstes Projekt ("Look at me") als Regisseur und Choreograph geleitet. Bei dieser Theater- und Streetdance-Performance stand er auch selbst mit 20 Jugendlichen auf der Bühne.



Angela Märtin

studierte an der TU Dortmund und an der University of Charlottesville in Virginia Kulturwissenschaften, African American Studies und Sozialpädagogik. Nachdem sie zuvor im Rahmen des EU-Projekts "Driving Innovation from Universities into Scientific Enterprises" Kooperationsmodelle zwischen Wirtschaft und Wissenschaft auf internationaler Ebene entwickelt hat, koordiniert sie derzeit an der TU Dortmund das EXIST-Projekt "kultur.unternehmen.dortmund". Das Projekt unterstützt seit 2008 Studierende, Alumni und Wissenschaftler aus den Dortmunder Hochschulen bei der Umsetzung von Gründungsseiten in der Kreativwirtschaft. Sie engagiert sich auch am Institut für Anglistik und Amerikanistik im Rahmen eines Promotionsprojekts im Bereich Fashion/Ethnicity/Identity, in dem sie Seminare zu kulturwissenschaftlichen und kreativwirtschaftlichen Fragestellungen abhält.



Christine M. Merkel,

Leiterin, Fachbereich Kultur, Memory of the World, Deutsche UNESCO Kommission, Bonn (Kontaktstelle Vielfalt Kultureller Ausdrucksformen). Vorsitzende des Kulturausschusses des Europarats. Wichtige Projekte u.a. Weißbuch „Kulturelle Vielfalt gestalten“ 2009, Internationale Fachkonferenz „Kulturelle Vielfalt – Europas Reichtum“ 2007, Nachwuchsexperforum „Kulturelle Vielfalt 2030“. Weitere berufliche Stationen: Exekutivdirektorin Internationales NGO-Studienzentrum El Taler/Tunis, Beraterin im Europaparlament, Auswärtiger Ausschuss, Stabsreferentin Pax Chri-

sti, Niederlande. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Demokratieentwicklung, Kulturpolitik und Konfliktforschung.



Prof. Dr. Bernd Meyer

studierte bis 1996 Allgemeine Sprachwissenschaft und Lusitanistik an der Universität Hamburg, erhielt dort 1998 ein Doktorandenstipendium und war an gleicher Wirkstätte von 1999 bis 2008 wissenschaftlicher Angestellter im Sonderforschungsbereich Mehrsprachigkeit. Seiner Promotion 2003 über das Dolmetschen in Aufklärungsgesprächen folgte von 2005 bis 2008 die Arbeit im Projekt Zusammenhangbildung. Als wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Germanistik der Universität Hamburg mit dem Arbeitsbereich Deutsch als Fremdsprache befasst er sich seit 2008 in diversen Projekten mit der Kommunikation in Institutionen, Mehrsprachigkeit und Dolmetschen sowie der Angewandten Linguistik. Seit Oktober 2010 ist er Professor an der Universität Mainz am Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaften für Interkulturelle Kommunikation.



Meinhard Motzko

ist Sozialwissenschaftler und Qualitätsmanagement-Auditor und lebt in Bremen. Seit 1985 ist er mit seinem PraxisInstitut für Organisations- und Personalentwicklung bundesweit als selbständiger Berater, vorwiegend in öffentlichen Einrichtungen, Verbänden und Organisationen unterwegs. Neben langjähriger Tätigkeit im Schwerpunkt Öffentlichkeitsarbeit hat sich ein Schwerpunkt seiner Tätigkeit in den letzten 15 Jahren in der Begleitung von Kultureinrichtungen im gesamten deutschsprachigen Raum sowie in Russland / Zentralasien entwickelt. Auch öffentliche Einrichtungen in China und Kirgisistan gehören zu seinen Erfahrungen.



Rainer Ohliger

Historiker und Sozialwissenschaftler, ist Gründungs- und Vorstandsmitglied des Netzwerks Migration in Europe e.V. Das Netzwerk arbeitet im Bereich der Forschung, Beratung und Informationsvermittlung zu den Themen Migration, Integration und kulturelle Vielfalt. Ohligers Arbeitsschwerpunkte liegen auf Fragen internationaler und historischer Migration. Nach dem Studium der Geschichte, der Wirtschaftswissenschaften und der Demographie an der Universität Freiburg und der University of Michigan (Ann Arbor) führten die beruflichen Stationen über die Humboldt-Universität Berlin (wiss. Mitarbeiter) und die europäisch-amerikanische Organisation Humanity in Action (European Associate Director) zum Netzwerk Migration in Europa. Jüngere Veröffentlichungen sind *European Encounters: Migrants, Migration and European Societies since 1945* (hg.

mit K. Schönwälder und T. Triadafilopoulos) und *Crossover Geschichte: Historisches Bewusstsein Jugendlicher in der Einwanderungsgesellschaft* (hg. mit V. Georgi). Im Jahr 2009 produzierte Ohliger den Kurzfilm "Migrants Moving History: Narratives of Diversity in Europe" (<http://www.migrants-moving-history.org>).



Dietmar Osses

studierte Geschichte, Germanistik und Erziehungswissenschaften in Bochum und arbeitete nach seinem Volontariat an den Stadt Museen Hagen als wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Dortmund und Bochum, dem Ruhrlandmuseum Essen, der Feuer & Flamme Ausstellungsgesellschaft sowie der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, bevor er 2001 die Leitung des "LWL-Industriemuseums Zeche Hannover - Landesmuseum für Industriekultur" übernahm. Er hat Lehraufträge an den Universitäten Dortmund, Bochum und Münster sowie der Bundesakademie für kulturelle Bildung in Wolfenbüttel. Sowohl Veröffentlichungen zu Theorie und Praxis des Museums, der Sozialgeschichte des Ruhrgebiets und Migrationsgeschichte in Nordrhein-Westfalen als auch seine Tätigkeit als Sprecher des neu gegründeten Arbeitskreises Migration im Deutschen Museumsbund repräsentieren seine Arbeitsschwerpunkte, namentlich die Zuwanderung und Migration sowie Alltags- und Sozialgeschichte im Ruhrgebiet.



Marjan Parvand

wendet ihre, unter anderem am Randolph Macon College in Virginia mit dem Magister erworbene, Lehrbefähigung in Germanistik, Amerikanistik und Medienwissenschaften im Rahmen von Vorträgen und Seminaren zum Thema Fernsehjournalismus/Nachrichten an den Universitäten Bochum, Hamburg, Lüneburg und Potsdam an. Die in Teheran geborene Redakteurin/Planerin der Tagesschau in Hamburg war nach ihrem Engagement als freie Mitarbeiterin beim ZDF (Morgenmagazin und heute-journal) von 2001 bis 2007 Reporterin/Moderatorin bei N24. Die sowohl im Iran als auch in Deutschland und den USA aufgewachsene Mitbegründerin und Vorsitzende des Vereins "Neue Deutsche Medienmacher" wurde 2005 mit einem RIAS-Sonderstipendium für einen Arbeitsaufenthalt bei CBS in Jacksonville/Florida 2006 ausgezeichnet.



Nadine Prusowski

gehörte von ihrem 11. bis zum 17. Lebensjahr zur Musical Company der Stadt Hamm. Mit der Tanzwerkstatt Mamrenko Hamm war/ist sie an Wettbewerben wie "Jugend tanzt", jährlichen Schulaufführungen, am Kulturfestival "Türkei 2010", am Tanztheater "Peter und der Wolf"

(Kurhaus Hamm & Stadttheater Münster) sowie dem Weltkindertag Hamm beteiligt. Zurzeit arbeitet sie als Hiphop-Tanzlehrerin in Hamm, Drensteinfurt, Sendenhorst und Münster. Ihre bisher erlernten Styles sind Poppin' & Lockin', Hiphop, House, Ragga, Ballett, Jazz, Showtanz und Musical. Nach dem Abitur möchte sie ein Tanzstudium in Frankreich, Stuttgart oder Holland aufnehmen.



Iris Przygodda

nachdem sie mehrere Jahre als Kundenberaterin bei der Sparkasse Gelsenkirchen gearbeitet hat, studierte sie Wirtschaftswissenschaften an der Universität Duisburg-Essen. Studienbegleitend war sie als wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Produktion und Industrielles Informationsmanagement tätig. Anschließend erhielt sie am selben Lehrstuhl eine Anstellung als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Seit 2006 ist sie im Team Gründungsförderung der Wirtschaftsförderung Dortmund als Gründungsberaterin tätig. Hier informiert und berät sie Gründungswillige zu allen Themen der Existenzgründung, zu öffentlichen Finanzierungsmöglichkeiten und seit 2010 auch zum Thema Unternehmenssicherung und -krise.



Lisette Reuter

hat Sonderpädagogik und Diplompädagogik an der Universität Köln studiert. Seit 2005 ist sie beim jfc Medienzentrum Köln tätig. Als Projektleiterin ist sie für verschiedene internationale und interkulturelle Jugendkultur- und Medienprojekte verantwortlich. Ferner arbeitet sie freiberuflich als Medienpädagogin und Beraterin für urbane Kulturprojekte, internationale und interkulturelle Jugendarbeit sowie als Konzeptentwicklerin für Trainings und Seminare.



Karl Rössel

gründete nach dem Studium der Volkswirtschaft und Sozialwissenschaften an der Uni Köln und einer Journalistenausbildung an der "Kölner Schule - Institut für Publizistik" das Kollektiv "Rheinische Journalistenbüro". Neben der journalistischen Arbeit ist er ehrenamtlich in der Gruppe FilmInitiativ Köln e.V. aktiv und auch Mitinitiator und -organisator des Kölner Afrika-Filmfestivals "Jenseits von Europa", bei dem seit 1992 fast 400 Filme aus 30 Ländern Afrikas sowie 60 Filmschaffende afrikanischer Herkunft vorgestellt wurden. Nach Publikationen zu sozialpolitischen Themen konzentrierte er sich auf internationalistische Recherchen in Ozeanien, Asien, Nord- und Westafrika für Radiofeatures und Bücher. Seit 1996 befasst er sich mit Recherchen über "Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg", die 2005 in dem Buch "Unsere Opfer zählen nicht" publiziert wurden.



Dr. Irinell Ruf

verarbeitet als Entwicklungssoziologin, Choreographin, Regisseurin und Performancekünstlerin ihre zwischen Freiburg, New York, Algerien, Tunesien, Marokko und Bielefeld gesammelten Impressionen im interkulturellen Tanztheater. Sie war bis 1993 wissenschaftliche Mitarbeiterin für interkulturelle Curricular-Entwicklung in Bielefeld, bevor sie von 1995 bis 1999 freie Mitarbeiterin des Forums für Kreativität und Kommunikation in Bielefeld wurde. Nach einer Vielzahl an prämierten Tanztheaterprojekten folgte 2007 die Gründung der "academie crearTaT" in Hamburg, wo junge Menschen mit künstlerischen Ausdrucksformen den Spuren der eigenen Identität folgen und selbst bewusst neue Perspektiven entdecken können. Diese Verbindung von Kunst, Bildung und Wissenschaft auf der Grundlage der Reggio-Pädagogik, der Tätigkeitstheorie und den Lehren Stanislawskis folgt den Grundlagen Augusto Boal's Theater der Unterdrückten und wurde letztes Jahr durch den Hamburger Integrationspreis ausgezeichnet.



Dr. Rüdiger Sareika

studierte Germanistik und Soziologie an den Universitäten Braunschweig und Saarbrücken, wo er als wissenschaftlicher Mitarbeiter wirkte. Sein 1. und 2. Staatsexamen für die Sekundarstufe II absolvierte er in den Fächern Deutsch und Sozialkunde. Seit 1981 ist er Studienleiter an der Evangelischen Akademie Villigst für die Bereiche Kunst, Kultur und interkulturelle Kommunikation. 2001 übernahm er auch die Funktion des Beauftragten für Kunst und Kultur der Evangelischen Kirche von Westfalen. Er war freier Mitarbeiter bei der Saarbrücker Zeitung, dem Saarländischen Rundfunk und anderen Medien sowie Dozent an Volkshochschulen und Einrichtungen der beruflichen Weiterbildung.



Prof. Klaus Schäfer

Der gebürtige Westfale studierte Sozialarbeit und Pädagogik auf Diplom. Nachdem er von 1959 bis 1969 bei der Deutschen Bundesbahn beschäftigt war, ging er als Bildungsreferent für die Sozialistische Jugend Deutschlands in die Jugendpolitik. Danach war er von 1979 bis 1989 Geschäftsführer für die Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe und anschließend Abteilungsleiter im Jugendministerium des Landes NRW. Zurzeit kleidet er das Amt des Staatssekretärs im Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes NRW. Ferner ist er seit 2006 als Honorarprofessor für die Fakultät Erziehungswissenschaften an der Uni Bielefeld tätig.



Ute Schäfer

Nach ihrem Lehramtsstudium an den Pädagogischen Hochschulen Münster und Bielefeld

war sie zunächst als Lehrerin tätig. Seit 1982 ist sie Mitglied der SPD, in der sie seit 2000 als Abgeordnete im Landtag Nordrhein-Westfalen ist. 2002 wurde sie zur Ministerin für Schule, Jugend und Kinder des Landes Nordrhein-Westfalen ernannt. Ab 2005 führte sie neben ihrem Schulressort das Ministerium für Wissenschaft und Forschung. Im Zuge des Regierungswechsels im selben Jahr fungierte sie gleichzeitig als stellvertretende Vorsitzende der SPD-Landtagsfraktion. Seit Juli 2010 nimmt die SPD-Politikerin aus Lage das Amt der Ministerin für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen wahr.



Sabine Schirra

studierte Kunstwissenschaft und Französisch in Bochum, Aachen, Dijon und Paris, um dem Amt des Lehrers nachzugehen. Der Verwendung als Assistentin in Paris folgte die Anstellung als Fachbereichsleiterin für Schulabschlüsse und Fremdsprachen an der Volkshochschule Iserlohn. Seit 1992 ist die ausgebildete Gymnasiallehrerin Leiterin des Kulturamtes der Stadt Mannheim. Sowohl die Stadtteil- als auch die interkulturelle Kulturarbeit, Kreativwirtschaft (Film, Musik und Popkultur) und Qualitätsmanagement lassen sich als ihre Arbeits- und Interessenschwerpunkte benennen.



Gabriela Schmitt

Nach ihrem Studium der Biologie, Geographie und Pädagogik wirkte sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin in internationalen Forschungsprojekten zu kulturellen Kontexten von Umweltbildungsprozessen sowie der Eine-Welt-Bauftragten der Nordrhein-Westfalen-Landesregierung. Anschließend war sie Referentin für Internationale Zusammenarbeit, Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration. Sie engagiert sich ehrenamtlich für die Eine-Welt-Arbeit in Düsseldorf, wo sie als Bildungsreferentin bei Arbeit und Leben DGB/VHS NW in interkulturellen, internationalen und europäischen Studienseminaren arbeitet. Als Mitglied der Steuerungsgruppe des Mpumalanga Forums und Mitbegründerin des Vereins Clownschoools for Life, der sich der entwicklungspolitischen Arbeit mit den Möglichkeiten von Kunst und Kultur nähert, schlägt sie Brücken zwischen Deutschland und Südafrika. Seit 2007 ist sie Geschäftsführerin des Professionalisierungsprogramms interkultur.pro.



Dr. Otilie Scholz

studierte Soziologie in Verbindung mit den Nebenfächern Psychologie und Pädagogik an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Heidelberg, wo sie anschließend 1975 zum Dr. phil. promovierte. Sie ist seit 2004 amtierende Oberbürgermeisterin der Stadt Bochum. Bevor sie in ihr Amt

eintrat engagierte sie sich als erste Beigeordnete in Castrop-Rauxel und danach als Finanz- und Bezirksdezernentin in Bochum.



Asli Sevindim

begann bereits vor Abschluss ihres Studiums der Politikwissenschaften an der Universität Duisburg-Essen 1993 eine Karriere als Moderatorin und Autorin bei Radio Duisburg mit dem Aufgabenschwerpunkt türkischsprachiger Sendungen. 1998 wurde sie Moderatorin, Autorin und Live-Reporterin im WDR Funkhaus Europa, wo sie 2004 die Moderation von Cosmo TV übernahm und seit 2006 durch die "aktuelle Stunde" führt. Daneben ist die Autorin im interkulturellen Bereich engagiert, z.B. als Kuratorin des Zentrums für Türkeistudien oder durch die Patenschaft der Extraschicht. Als künstlerische Direktorin im Themenfeld "Stadt der Kulturen" bei der Kulturhauptstadt Ruhr.2010 sind besonders ihre Projekte mit interkulturellem Profil, das Kulturzentrum Alte Feuerwache Hochfeld in Duisburg und das Melez-Festival zu nennen.

Erik Simon

studierte Soziologie, Psychologie und Germanistik an der Universität zu Köln. Nach dem Studium war er als Projektmitarbeiter bei verschiedenen Instituten und an der Universität zu Köln tätig. Von 1995 bis 2001 war er Referent für Medienforschung beim Süddeutschen Rundfunk / Südwestrundfunk in Stuttgart und wechselte von dort zum Westdeutschen Rundfunk (Hauptabteilung Kommunikation Forschung und Service), wo er als Medienforscher seit 2003 fachlich verantwortlich für den Bereich Fernsehforschung ist. Seine Forschungsschwerpunkte sind Qualitative und quantitative Programmforschung sowie MigrantInnen in Deutschland und Mediennutzung und Medienwirkung.



Dolores Smith

studierte Erziehungs- und Sozialwissenschaften, Anglistik, Romanistik, Journalistisches und Kreatives Schreiben in NRW, England und den USA. Ihre Schwerpunkte setzt sie auf interkulturelle Pädagogik und Kommunikation, Kreativitäts- und Zukunftsforschung sowie Wissenschaftstheorie. Später schloss sie eine Zusatzausbildung im Bereich Filmproduktion sowie eine nebenberufliche Fortbildung in der Theaterpädagogik ab. Seitdem ist sie mit den Arbeitsschwerpunkten Interkulturelle Bildung/Diversity und Kreativitäts- und Zukunftsforschung in den Bereichen Kunst/Kulturpädagogik, Bildung/Wissenschaft und Journalismus tätig. Von 2005 bis 2008 arbeitete sie als wissenschaftliche Begleitung des vom BMBF geförderten bundesweiten Modellprojekts »Der KUNSTcode - Jugendkunstschulen im interkulturellen Dialog« beim

Bundverband der Jugendkunstschulen und Kulturpädagogische Einrichtungen (bjke) e.V.



Parniean Soufiani

studierte in Düsseldorf, Duisburg und Madrid Romanistik, Medienwissenschaft, Wirtschaftswissenschaft und Politik. Die Referentin für "Presse- und Öffentlichkeitsarbeit" von Interkultur.pro arbeitet derzeit an ihrer Promotion zum Thema Integration in Deutschland an der Heinrich-Heine-Universität. Die gebürtige Kölnerin war dort nach ihrem Studium sowohl Mitarbeiterin des Rektorats als auch des romanischen Seminars, in dem sie mit einem Lehrauftrag und der Betreuung des "Studium Universale" betraut wurde. Seit 2003 ist sie selbständige Consulterin und seit 2007 freie Mitarbeiterin des WDR-Beauftragten für Integration und kulturelle Vielfalt. Ihre Themenschwerpunkte umfassen neben Eventmanagement & Marketing auch Kulturelle Wandlungsprozesse & Integration.



Anna Steinkamp

studierte Kulturwissenschaften in Frankfurt/Oder, Göttingen, Xalapa/Mexiko und San Sebastián/Spainien. Nach ihren Anstellungen am Goethe-Institut Mexiko, beim Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und der Europäischen Kommission arbeitet sie seit 2006 im Fachbereich Kultur, Memory of the World der Deutschen UNESCO-Kommission, wo sie u.a. Aufgaben der nationalen Kontaktstelle für die UNESCO-Konvention zur Vielfalt kultureller Ausdrucksformen übernimmt. Seit 2007 gestaltet und koordiniert sie das internationale Netzwerk "U40 - Kulturelle Vielfalt 2030".



Jana Taube

ist Künstlerin. Sie studiert(e) Europäische Ethnologie, Sozialanthropologie und Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin und der Universität Autònoma in Barcelona mit den Schwerpunkten Kunst/Kultur und Migration, Interkulturelle/kreative Städte und migrant entrepreneurship. 2006 gründete sie zusammen mit Alejandra Borja die interkulturelle und transdisziplinäre Initiative INTRANSITOS, traficantes de cultura, der kurze Zeit später das Projekt Neukoellnimport folgte, eine Plattform zur Visualisierung der künstlerischen Arbeiten von internationalen Künstlern, die in Berlin-Neukölln leben und/oder arbeiten. Dort ist sie verantwortlich für die Konzeption und Realisierung von Kunst- und Kulturprojekten. Neben diesem organisatorischen Arbeitsschwerpunkt gilt ihr Interesse in künstlerischer wie empirischer Hinsicht dem Themenbereich interkulturelle Städte. Für weitere Infos sehen Sie auch:
www.intransitos.de
www.neukoellnimport.de



Dr. Werner von Trützschler

ist Abteilungsleiter im Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur und u.a. zuständig für EU- und internationale Angelegenheiten. Er vertritt die Länder in der deutschen Delegation in den Gremien der UNESCO-Konvention zum Schutz und zur Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen. Zu den beruflichen Stationen des studierten Juristen gehörten die Leitung der Hochschulabteilung von 1990 bis 2000, anschließend die Leitung des Thüringischen Landesamts für Denkmalpflege und seit 2002 die Leitung der Kulturabteilung. Als ehrenamtlicher Generalsekretär führt er die Geschäfte des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS.



Mustafa Tazeoglu

studierte nach Aufhalten in Frankreich und den USA Volkswirtschaft und Französisch in seiner Heimatregion. Der geborene Duisburg-Marxloher war Leiter des Projekts "Kreativ.Quartiere", welches im Rahmen der Kulturhauptstadt Ruhr.2010 initiiert wurde. Er koordinierte u.a. als Front-Office Manager der 23. Universiade 2005 in Izmir 10.000 Sportler aus 142 Ländern im Olympiadorf vor Ort und leitete ab 2006 die Marketingabteilung des ersten deutsch-türkischen TV-Senders mit Lizenz in Deutschland. Er ist Mitglied des Medien-Bunkers Marxloh, welcher Strategien für neue Sichtweisen zur modernen Stadt entwickelt und damit bereits den ehemals schlechten Ruf seines Geburtsorts transformieren konnte, hin zu einem selbstbewussten Stadtteil, der um seine Stärken weiß und diese laut vertritt.



Martin Wagner

Der Diplompädagoge, Supervisor (DGSv) und Mediator (MAINteam-differenzia) ist neben seiner Arbeit in interkulturellen Bereichen auch im Rundfunkjournalismus sowie in der Internationalen Solidarität und Entwicklungsarbeit beschäftigt. Dabei sind seine Schwerpunkte Kommunikation, Führung, Teamentwicklung, Managing Diversity und Interkulturelle Kompetenz. Er führt soziale und pädagogische Arbeit mit Flüchtlingen und MigrantInnen durch. Seit 1995 ist er im Vorstand des DiKoM e.V. sowie Lehrbeauftragter der FH Frankfurt.



Gabriele Warminski-Leitheußer

nahm während ihrer Beschäftigung als Diplom-Verwaltungswirtin in der Verwaltung in Recklinghausen 1986 das Studium der Rechtswissenschaften auf und schloss dieses 1997 ab. Die in Waltrop geborene amtierende Bürgermeisterin für Bildung, Jugend, Gesundheit und Sport in Mannheim engagiert sich parallel zu ihrer beruflichen Verwendungen als Dezernentin in den Ressorts Kultur und Medien, Arbeit und Soziales sowie Familie und Jugend im interkulturel-

len Bereich. Darüber hinaus sind ihre Mitgliedschaften in der Arbeitsgemeinschaft Soziales der Bundes-SGK, im Schul- und Bildungsausschuss des Deutschen Städtetags und im Ausschuss Schule, Kultur und Sport des Städtetags Baden-Württemberg zu nennen.



Anselm Weber

begann 1984 eine Fotodesignausbildung, kam 1986 als Regieassistent an die Münchner Kammerspiele und war bis Saisonende 2004/2005 der Oberspielleiter des Schauspiel Frankfurt. Nach zusätzlichen Engagements (z.B. am Schauspiel Bonn und am Deutschen Schauspielhaus Hamburg) nahm er 2005 als Intendant des Grillo-Theaters in Essen zusätzlich eine Lehrtätigkeit als Dozent an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg im Fach Schauspieltheater-Regie auf. Am 23. September 2010 eröffnet er seine Intendanz am Schauspielhaus Bochum.

Marlous Willemsen

studierte Arabisch und Islamische Kunst in Utrecht und in Bamberg, bevor sie im Rotterdamer World Art Museum arbeitete. Seit 2009 ist sie Direktorin des Imagine IC (die erste Organisation in den Niederlanden, die Kultur und Identität von MigrantInnen aus ihrer eigenen Perspektive in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellt) in Amsterdam. Vorher war sie Mitglied der Direktion von ISIM, International Institute for the Study of Islam in the Modern World der Universitäten Leiden, Amsterdam, Utrecht und Nimwegen. Dort war sie verantwortlich für die Verbreitung von Forschungsergebnissen in öffentlichen Debatten, Medien, Verwaltung und Politik. Von 1998 bis 2005 arbeitete sie als Programm Manager für den Prince Claus Fund for Culture and Development.



Sinan Yaman

nach seinem Studium der Film- und Fernsehwissenschaften mit Magisterabschluss an der Ruhr-Universität Bochum war er als Kameramann, Drehbuchautor und Regieassistent in den USA und Istanbul tätig. Im Anschluss folgten mehrere Jahre als Projektmanager in einem international agierenden Medienunternehmen. 2007 gründete er die Agentur "Yaman Communications". Der Schwerpunkt liegt im Bereich interkulturelles Marketing und Management. Im Spannungsfeld Kunst - Bildung - Medien - Kultur und Sport setzt die Agentur klassische Kommunikationsmaßnahmen um und entwickelt Konzepte und Projekte für Institutionen, öffentliche Träger, Unternehmen, Vereine zur Förderung des interkulturellen Dialogs. Seit 2008 begleitet die Agentur u.a. das nordrhein-westfälische Netzwerk der Lehrkräfte mit Zuwanderungsgeschichte. Ähnliche Netzwerke werden inzwischen bundesweit gegründet.



Dr. Gualtiero Zambonini

ist seit 2003 Integrationsbeauftragter des WDR. Er studierte Geschichte und Philosophie an der Universität Rom, wo er auch promovierte. Im Anschluss an sein Studium arbeitete er als freier Journalist für verschiedene Hörfunksendungen und Nachrichtendienste. Er lehrte und forschte u.a. an der Ruhr-Universität Bochum und bei der Forschungsstelle Alfa Neuss. Seit 1976 ist er Redakteur beim WDR-Hörfunk und leitet dort seit 1983 die italienische Hörfunk-Redaktion. Ferner ist er als Leiter der Programmgruppe Forum Europa für die Fremdsprachensendungen der ARD sowie des im WDR 5 laufenden Integrationsprogramms Funkhaus Europa zuständig. 2002 betätigte er sich als Gründungsmitglied der CIVIS, Europas Medienstiftung der Integration.



Feridun Zaimoglu

studierte zunächst Kunst und Humanmedizin, bevor er als freier Journalist, Schriftsteller und Drehbuchautor tätig wurde. Seiner Anstellung als Dichter am Nationaltheater Mannheim 1999/2000 folgten sowohl eine Gastprofessur an der Freien Universität Berlin im Jahr 2004 als auch eine an der Universität Tübingen. Der im türkischen Bolu geborene und derzeit in Kiel lebende geistige Vater von "Kanak Attack" wurde sowohl als Schriftsteller wie als Drehbuchautor mit diversen Preisen ausgezeichnet. Fernab seiner originär-beruflichen Arbeitsschwerpunkte engagierte er sich besonders im Rahmen der genannten Gruppe unter anderem in der bildenden Kunst und im politischen Diskurs. Am 23. Mai 2009 wurde er als Wahlmann für die Wahl des Bundespräsidenten benannt.

"Offen für Vielfalt - Zukunft der Kultur"

Der 3. Bundesfachkongress Interkultur wurde veranstaltet vom Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge, Exile Kulturkoordination e.V., Forum der Kulturen Stuttgart, Initiativkreis „Bundesweiter Ratschlag Kulturelle Vielfalt“.

Gefördert wurde der Bundesfachkongress Interkultur von der Kulturabteilung des Landes Nordrhein-Westfalen, dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Programms "VIELFALT TUT GUT. - Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie" und dem Ministerium für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien des Landes Nordrhein-Westfalen. Weitere Förderer waren die Ruhr.2010 GmbH und das Schauspielhaus Bochum.

Konzeption und Organisation:

Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge, DISO/Düsseldorf, EXILE Kulturkoordination/Essen und Forum der Kulturen Stuttgart e.V. in enger Zusammenarbeit mit dem Programmbeirat des Bundesprogramms "VIELFALT TUT GUT" und dem Initiativkreis "Bundesweiter Ratschlag Kulturelle Vielfalt".

Workshop-Planung:

Svetlana Acevic (Forum der Kulturen Stuttgart e.V.), Hans-Christoph Boppel und Hildegard Dietz (Ministerium für Bundesangelegenheiten, Europa und Medien des Landes Nordrhein Westfalen), Rolf Graser (Forum der Kulturen Stuttgart e.V.), Ulla Harting (Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen), Tina Jerman (EXILE-Kulturkoordination e.V., Essen), Ana María Jurisch (Büro für Interkulturelle Moderation, Publizistik, Training, Aachen), Claudia Kokoschka (Kulturbüro der Stadt Dortmund), Dr. Dorothea Kolland (Kulturamt Neukölln, Berlin), Jürgen Mark-wirth (Amt für Kultur und Freizeit der Stadt Nürnberg), Christine M. Merkel (Deutsche UNESCO-Kommission e.V., Bonn), Dr. Rüdiger Sareika (Evangelische Akademie Villigst, Schwerte), Sabine Schirra (Kulturamt der Stadt Mannheim), Gabriela Schmitt (Düsseldorfer Institut für Soziale Dialoge, Düsseldorf), Dolores Smith (Partizipations- und Innovationsforschung), Anna Steinkamp (Deutsche UNESCO-Kommission e.V., Bonn), Dr. Bernd Wagner (Kulturpolitische Gesellschaft e.V., Bonn), Maria Wigbers (Düsseldorfer Institut für Soziale Dialoge, Düsseldorf).

„Der Bundesweite Ratschlag Kulturelle Vielfalt“ ist ein Zusammenschluss von interkulturell aktiven Persönlichkeiten und Institutionen im erweiterten Umfeld der Kul-

turpolitischen Gesellschaft und der Deutschen UNESCO-Kommission. Die Herausforderungen der Einwanderungsgesellschaft und der globalisierten Welt sowie ihre Auswirkungen auf die kulturelle und künstlerische Praxis sind die Themen dieses Initiativkreises, der sich seit 2005 in lockerer Form zur Diskussion dieser Fragen zusammenfindet.

Das wichtigste Projekt dieses Initiativkreises sind die Bundesfachkongresse Interkultur 2006 in Stuttgart, 2008 in Nürnberg (mehr unter Archiv) und im Oktober 2010 in Bochum. Daneben ist die regelmäßige Durchführung des „Ratschlags Kulturelle Vielfalt“, eines Think Tanks in Form eines Symposiums, zu dem jeweils gezielt engagierte MitdenkerInnen aus allen Handlungsfeldern zwischen Praxis und Theorie eingeladen werden, von zentraler Bedeutung.

Die Schriftführung des Bundesweiten Ratschlags ist bei der Kulturpolitischen Gesellschaft angesiedelt: www.kupoge.de

Kontakt:
Kulturpolitische Gesellschaft e.V.
Dr. Bernd Wagner Weberstr. 59 a ,
53113 Bonn
T: 0228-201 67-0
F: 0228 – 201 67 33

Weitere Informationen auch unter:
www.bundesfachkongress-interkultur.de

Am 3. Bundesfachkongress haben folgende Personen im Rahmen des Stipendiatenprogramms teilgenommen und beim Erstellen der Dokumentation bereichernd mitgewirkt. Herzlichen Dank!

Andrea-Vicky Amankwaa-Birago
Tolga Anlas
Türkan Deniz-Roggenbuck
Naima El-Jaouhari
Celine Engin
Lisa Gaupp
Gülray Gün
Andreas Hellstab
Mahzad Hoodgarzadeh
Nadine Jäger
Dr. Nilüfer Keskin
Mary Korkis
Marianne Kreuzig

Tanja Kulig
Natalia Loinaz
Agostino Mazziotta
Azar Mortazavi
Ivana Scharf
Moritz Schelkes
Cigdem Sevinc
Azadeh Sharifi
Ekaterina Supyan
Nadja Tiyma
Melike Yar
Maria Zilidou

Veranstalter



DÜSSELDORFER INSTITUT FÜR
SOZIALE DIALOGE



EXILE
Kulturkoordination



Initiativkreis
Bundesweiter Ratschlag
Kulturelle Vielfalt

Förderer

Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen



Ministerin für Bundesangelegenheiten,
Europa und Medien
des Landes Nordrhein-Westfalen



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend



Dokumentation des 3. Bundesfachkongresses Interkultur

Herausgeber:
Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge
Exile Kulturkoordination e.V.
Forum der Kulturen Stuttgart e. V.
www.bundesfachkongress-interkultur.de

Redaktion: Tina Jerman, Gabriela Schmitt

Texte/redaktionelle Überarbeitung: Christel Schwiederski

Text zum Vortrag von D. Klaić: Lisa Gaupp

Dokumentation der Fachforen:
Fachforum 1: Andrea-Vicky Amankwaa-Birago,
Türkan Deniz-Roggenbuck
Fachforum 2: Dolores Smith, Melike Yar
Fachforum 3: Celine Engin
Fachforum 4: Nadine Jäger, Nadja Tiyma
Fachforum 5: Mahzad Hoodgarzade, Moritz Schelkes
Fachforum 6: Natalia Loinaz, Ivana Scharf

Fotos: Thomas L.H. Schmidt
Grafik: Beatrix Diko
Druck: uws Papier & Druck GmbH, Stuttgart

Schutzgebühr: 10 Euro

Zu beziehen über:

Forum der Kulturen Stuttgart e. V.
Marktplatz 4, 70173 Stuttgart
Tel. 0711/ 24 84 80 8-0, Fax 0711/ 24 84 80 8-88
info@forum-der-kulturen.de
www.forum-der-kulturen.de

Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge
Mintropstr.20
40215 Düsseldorf
Tel. 0211- 9380000
Fax 0211- 9380029
info@aulnrw.de
bufako@interkulturpro.de
www.diso-aulnrw.de

Kulturpolitische Gesellschaft e.V.
Weberstr. 59 a
53113 Bonn
Tel: 0228- 201 670
Fax 0228-201 6733
post@kupoge.de
www.kupoge.de

© Forum der Kulturen Stuttgart e. V.
Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge

3. Bundesfachkongress Interkultur 27. - 29.10.2010 in Bochum

Kongress-Dokumentation